

DER MONDSEER EINBAUM

(Mit 22 Abb. auf Tafel XXI—XXVIII)

Von Walter Kunze

Inhaltsübersicht:

	Seite
Einleitung	173
I. Die landschaftlichen Voraussetzungen	174
II. Herstellen des Einbaumes	176
a) Der Schiffbaum	176
b) Das Werkzeug	179
c) Arbeit im Wald („Ausprügln“)	181
d) Versenken des „Prügls“	186
e) Heben des „Prügls“	187
f) Das „Putzen“	188
g) Die Ausstattung	190
III. Zur Geschichte des Mondseer Einbaumes	191
a) Der Name	191
b) Anzahl der Einbäume	192
c) Verwendung	194
d) Einbaumhacker und Einbaumbesitzer	197
e) In der Sage	201
Benütztes Schrifttum	202
Gewährsleute	202

Einleitung

Bisweilen kann man am Mondsee noch die Urform des Schiffes, den Einbaum, dahinziehen sehen. Aber die Tage des aus einem Baumstamm gehackten Bootes sind bereits gezählt. In wenigen Jahren wird der Mondseer Einbaum nur mehr in Museen zu finden sein, und die altartigen Arbeitsweisen rund um die Herstellung des Einbaumes drohen der Vergessenheit anheimzufallen. Das gab Anlaß zur vorliegenden Arbeit. Sie ist ein Ergebnis jahrelanger Beschäftigung mit diesem Thema und eigenen Miterlebens beim Entstehen des Mondseer Einbaumes. Sie stützt sich auf eingehende Erhebungen und eigene Anschauung. Es soll hier versucht werden, ein möglichst allseitiges und abgerundetes Bild zu vermitteln.

Der Schwerpunkt liegt in der Dokumentation der alten Arbeitsvorgänge, die bis ins einzelne festgehalten werden. Der Verfasser erfüllt schließlich mit dieser Arbeit ein Versprechen an Hofrat Dr. Ernst Neweklowsky, dem der Mondseer Einbaum immer besonders am Herzen lag.

I. Die landschaftlichen Voraussetzungen

Daß sich im Mondseeland bis in unsere Tage noch Erscheinungen uralter Volkskultur erhalten haben, die anderwärts schon längst verschwanden, hängt mit der Geschichte dieser Landschaft und mit ihrer geographischen Lage zusammen. Als Klosterland besaß es eine gewisse Eigenständigkeit. Sein territoriales Schicksal bescherte dem Mondseeland immer eine Randlage. Bis 1506 am Rande Bayerns gelegen, kam es unter Kaiser Maximilian I. an Österreich. Im selben Jahr wurde es mit verbrieftem Rückkaufrecht an Salzburg verpfändet, 1564 kam es durch Rückkauf wieder an Österreich. Während der Napoleonischen Kriege wurde das Mondseeland von 1809 bis 1816 noch einmal bayerisch.

Großräumig gesehen lag es immer abseits der großen Verkehrswege in einer gewissen Abgeschlossenheit, und seine landschaftliche Konfiguration stand der Entwicklung zu einer Durchgangslandschaft im Wege. Wohl ist dieses Land zwischen Irrsberg und Schafberg im Norden und Nordwesten durch weite Talungen geöffnet, aber gegen Süden steckt es in der Enge des Gebirges. Das hatte zur Folge, daß die den Charakter der Kulturlandschaft und Art und Brauch bestimmenden Einflüsse vorwiegend aus dem Norden und Nordwesten kamen. Die Wege an den Wolfgangsee und Attersee hatten nie größeren Durchgangscharakter, wenn man von den Wallfahrten und der Holzbringung zur Ischler Sudpfanne absieht. Erst der Bau der Salzkammergut-Lokalbahn und der Straßen brachte einen Wandel und stellte eine engere Verbindung zwischen der Landschaft des alten Kammergutes und dem Mondseeland her. Auch dem Weg vom Mondsee über Oberwang nach St. Georgen im Attergau fehlt die großräumige Durchgängigkeit. Hier ist auch noch deutlich die in Mund- und Lebensart ausgeprägte ehemalige Grenze zwischen den einstigen Herrschaftsbereichen von Regensburg und Bamberg spürbar. Insgesamt ein Zeichen, daß auch auf dieser Seite des Mondseelandes eine stärkere Durchdringung mit Einflüssen der angrenzenden Landschaft fehlte. So ist es zu verstehen, daß sich hier eine Kulturlandschaft von eigenen Zügen und Formen ausbildete und die Volkskultur infolge der langen Abgeschlossenheit bis in unsere Tage herauf einen besonders altartigen Charakter trug. Zu den Erscheinungen, die das Mondseeland als ein Rückzugs- und Beharrungsgebiet im volkskundlichen Sinne ausweisen, gehört neben dem Rauchhaus vor allem der Einbaum.

Ihr wirtschaftliches Schicksal ist dieser Landschaft von Anbeginn durch See und Wald vorgezeichnet. So entstand ein Bauernland, dessen Leben aufs engste immer mit dem schiffbaren Wasser und dem Holz verknüpft war. Bereits die Pfahlbauern an den Ufern des Mondsees gründeten ihr Dasein auf Holz und See und Ackererde. Das bestimmte ihre

Lebensäußerungen und gab ihrer gegenständlichen Kultur die bestimmenden Züge, und das hat sich auch in den folgenden Jahrtausenden nicht geändert. Das Holz war der wichtigste Roh- und Werkstoff für den Menschen in dieser Landschaft und ließ daraus einen reichen Formenschatz an Werkzeug und Gerät und Hausrat entstehen, daß es berechtigt erscheint, von einer Holzkultur zu sprechen. Freilich ist das keineswegs eine auf das Mondseeland beschränkte Erscheinung, aber die lange Abgeschiedenheit dieser Landschaft hatte hier ein langes Bestehen alter Formen zur Folge, und das Holz blieb hier länger der überwiegende und beherrschende Roh- und Werkstoff als anderwärts. So ist es auch zu verstehen, daß sich im Mondseeland alte Zimmermannsart und -kunst bis in unsere Zeit erhalten hat, die noch mit andernorts oft schon längst ausgestorbenen alten Arbeitsweisen vertraut ist. Auch heute sind bäuerliche Zimmerleute, die mit einem Fuß sozusagen auf dem Acker stehen, hier noch nicht selten.

Bei der Veranlagung dieser Landschaft mußte naturgemäß auch die Fischerei eine besondere Bedeutung haben. Sie war verknüpft mit Acker und Wald, mit der bäuerlichen Wirtschaft und der Holzverarbeitung. Aus einem Baumstamm schuf sich der Fischer am Mondsee durch Jahrtausende sein Boot. Wie das früheste Fahrzeug auf diesem See, das Boot der Pfahlbauleute aussah, ist unbekannt. Aus prähistorischer Zeit hat sich im Mondseeland kein Einbaum erhalten. Auch im Rahmen der Pfahlbauuntersuchungen 1960 bis 1963 am Mondsee stieß man nie auf Spuren von versunkenen Einbäumen, obwohl dieser Frage größtes Augenmerk geschenkt und mit Hilfe von Tauchern auch der größte Teil des Ufers abgesucht wurde. Daß am Mondsee keine in geschichtlicher Zeit gesunkenen Einbäume bisher gefunden wurden, hängt wohl damit zusammen, daß alte, ausgediente Einbäume nicht dem See überlassen, sondern zu Brennholz zersägt und zerhackt wurden. Auch sind die Einbäume unsinkbar. So kann über frühere Formen des Einbaumes am Mondsee nicht mit Sicherheit etwas gesagt werden. Wenn man aber berücksichtigt, daß die Form des Bootes von der Beschaffenheit und den Eigenschaften des Sees, vom Verwendungszweck, vom Werkzeug und vom Holz bestimmt wird, kann man annähernd auf die Form schließen und darf sagen, daß die Form des Mondseer Einbaumes durch die Jahrtausende keinem größeren Wandel unterworfen gewesen sein kann. Man wird nicht fehlgehen, anzunehmen, daß die Pfahlbauleute im Jungneolithikum infolge des unzureichenden Werkzeuges die Arbeit des Aushöhlens in der Hauptsache mit Hilfe von Feuer bewältigt haben. Aus der Bronzezeit ist in unserem Land jedoch schon ein Werkzeug bekannt, daß ein handwerkliches Ausarbeiten des Baumstammes ermöglicht hat. Es handelt sich dabei um eine dem „Einbaumtexl“ verwandte Form, eine Axt mit quergestellter Schneide. Ein solches Werkzeug wurde 1836 am Siegesbach bei Traunkirchen gefunden und befindet sich heute im Oberösterreichischen Landesmuseum¹.

1 F. Angerer, Über den Mondseer Einbaum. Materialien zur Urgeschichte Österreichs. 3. Heft, Wien (1927), 103.

Vermutlich hat man auch früher das Holz der Tanne dem Fichtenholz vorgezogen, weil es dem Wasser gegenüber widerstandsfähiger ist. Was die Länge des Einbaumes betrifft, ergab sich diese natürlich mit der Forderung nach einer ruhigen, stabilen Lage auf dem Wasser; sie war für die Arbeit der Fischer zu allen Zeiten unerlässlich. So darf man annehmen, was die Länge betrifft, daß die bis heute überlieferte Forderung „die dritte Welle“ aufzufangen („daß er die dritte Welln daglangt“), immer schon Gültigkeit hatte. Damit ist eine Länge von mindestens 10 m erforderlich. Die überlieferten Maße für den Mondseer Einbaum lauten: 36 Schuh, das ist zwischen 11 und 12 m; diese Länge gibt ihm seine kennzeichnend ausgewogene und ruhige Lage auf dem Wasser. Es besteht die Ansicht, daß er sich in dieser Form am besten steuern läßt; „er fährt sich selber“, sagt man. Die Einbäume am Attersee hatten eine Länge von 38 Schuh, was mit den längeren Wellen zu tun hat, die durch die größeren Ausmaße dieses Sees bedingt sind². Die Form der Krümmung am vorderen und hinteren Ende (Gransen und Steuer) ergab sich aus der Erfahrung, den geringsten Widerstand für das Vorwärtskommen zu schaffen. Unter diesen Überlegungen darf angenommen werden, daß der Einbaum am Mondsee sich durch die Jahrtausende in seiner Grundform nur wenig verändert hat und mindestens seit der Bronzezeit bereits ein ähnliches Aussehen besaß wie der unseres Jahrhunderts. Er stellt somit eine Brücke aus der Vorzeit bis in unsere Tage dar und ein ehrwürdiges Denkmal menschlichen Schaffens.

II. Herstellen des Einbaumes

a) Der Schiffbaum

Das Herstellen eines Einbaumes war keine alltägliche Angelegenheit. Daß es etwas Bedeutungsvolles an sich hatte und in einem größeren Umkreis beachtet wurde, geht aus dem damit verbundenen Brauchtum hervor. Der Grund hiefür ist in der Bedeutung des Einbaumes für das Leben der Menschen am See, der ihnen immer ein wichtiger Nahrungsquell war, zu suchen, dann in einer unbewußten Ehrfurcht vor dem Baumriesen und schließlich auch in der Tatsache, daß die Arbeit eines besonderen Könnens bedurfte, das sich aus frühen Zeiten vererbt hatte und das nur wenige beherrschten. Es handelte sich hier um ein wirkliches Meisterwerk. Dazu wurde der Segen des Herrgotts erbeten, und dazu gehörte aber auch geselliger und fröhlicher Brauch. Wohl durchdacht und vorbereitet war die ganze Arbeit angelegt und geplant auf weite Sicht. Es wurde nicht gewartet, bis der alte Einbaum ausgedient hatte und unbrauchbar geworden war, sondern man sorgte beizeiten vor. Hatte ein alter Einbaum ausgedient, so wartete schon ein meist seit Jahren „einschwarzer Prügl“, ein roh behauener Einbaum, der mit Steinen beschwert



Abb. 1 "Schöffhacka" beim Gebet vor Beginn der Arbeit.



Abb. 2 Schiffbaum beim Fallen.



Abb. 3 Einschneiden zum Entfernen des "Araums".

Tafel XXII



Abb. 4 Entfernen des "Araums".



Abb. 5 "Kesselhacken" (zum Entfernen des Überholzes).



Abb. 6 Auskeilen des Überholzes und Arbeit mit dem "Ebntextl".



Abb. 7 Einhacken in der Längsrichtung zum Entfernen des Überholzes.



Abb. 8 Messen mit dem "Tiefenmaß".

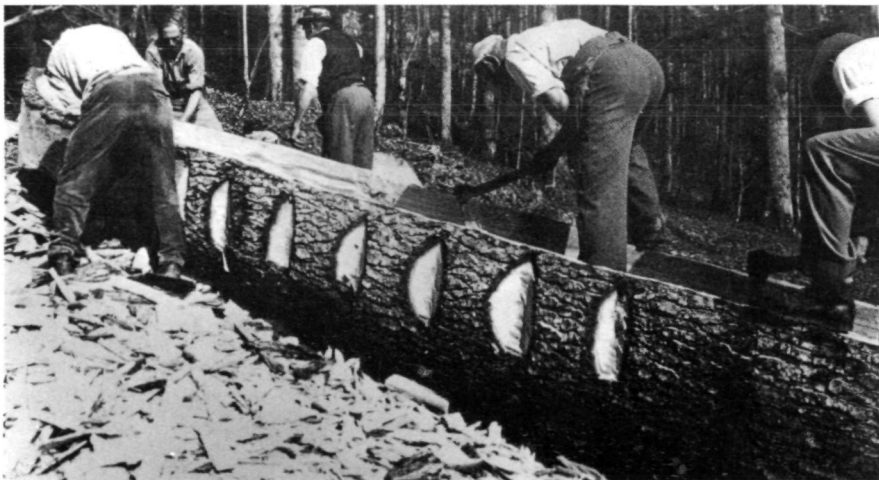


Abb. 9 "Einschrotten" und Arbeit mit dem "Schöfftexl".



Abb. 10 "Prügl" mit "Sparrim" und Zwieselast zum Anbringen der Zugkette.



Abb. 11 Schleifen des "Prügls" zur Fahrtstraße.



Abb. 12 Empfang mit Krapfen und Trunk nach dem Bringen des "Prügls".

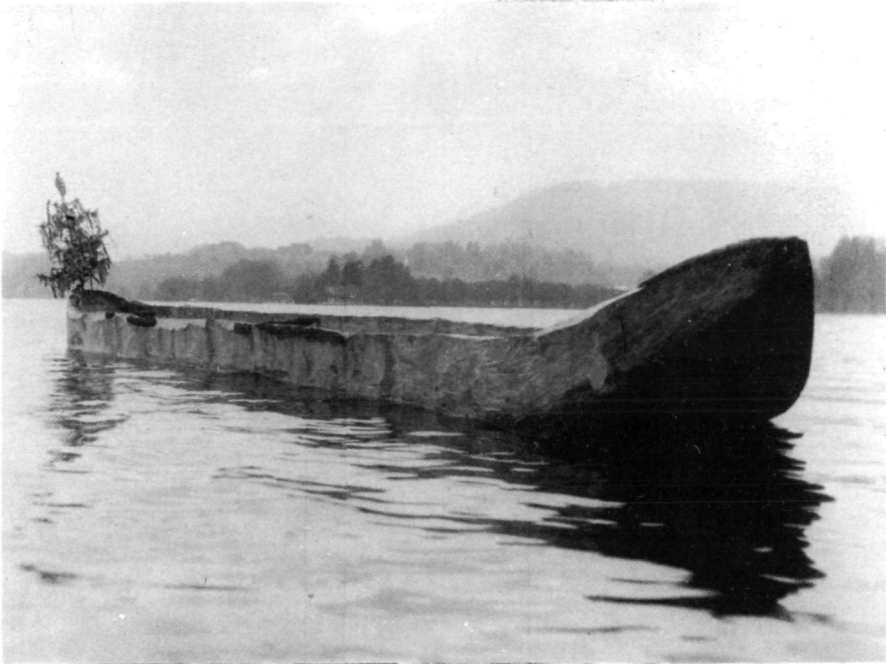


Abb. 13 Der "Prügl" ist ins Wasser gelassen (mit "Boaschn").



Abb. 14 Versenken ("Einschwarn") des
"Prügls"



Abb. 15 Heben des "Prügls"

Tafel XXVI



Abb. 16. Eingedeckter „Prügel“ zum Trocknen über den Winter.



Abb. 17. Ausarbeiten („Putzen“) des „Prügels“.



Abb. 18. Ausarbeiten („Putzen“) des „Prügels“.

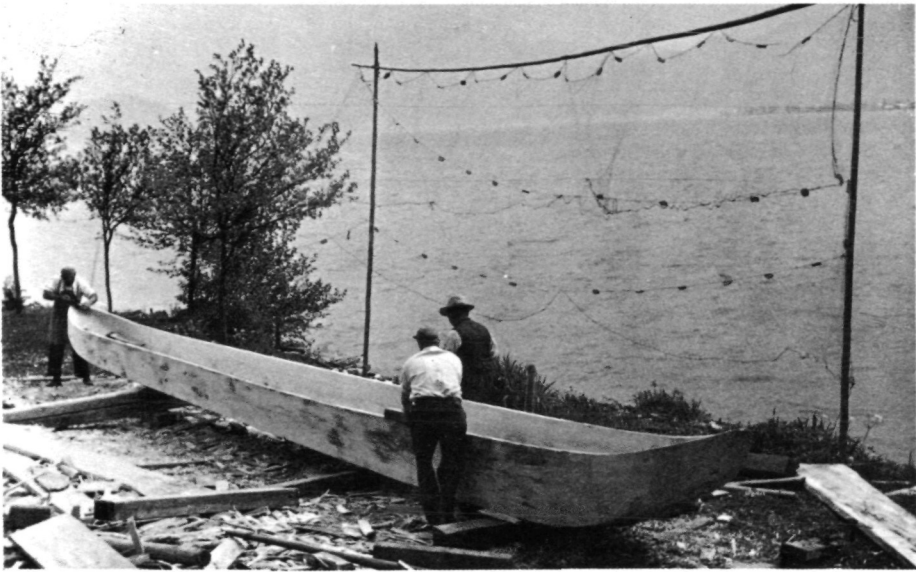


Abb. 19 Ausarbeiten ("Putzen") des "Prügl".



Abb. 20 Der fertige Einbaum wird ins Wasser gelassen.



Abb. 21 Fischer mit Einbaum auf dem Mondsee.



Abb. 22 Mit dem Einbaum beim "Segnfischen".

an einer seichten Stelle versenkt lag, daß er gehoben und fertiggehackt werde, um den anderen abzulösen. Und frühzeitig wurde auch schon wieder für einen nächsten Einbaum nach einem geeigneten „Schiffbaum“ Ausschau gehalten, und oft ließ man sich diesen über Jahre vom Besitzer reservieren.

Als Schiffbäume kamen in der Regel nur Tannen in Frage, seltener Fichten, da das Holz der Tanne dem Wasser gegenüber widerstandsfähiger ist. An guten Plätzen wurden schöne Tannen stehengelassen, um zu Schiffbäumen heranzuwachsen. Das war freilich nicht dem menschlichen Willen allein anheimgestellt. Der Baum mußte schließlich, um als Schiffbaum geeignet zu sein, einen einwandfreien, möglichst astlosen Wuchs besitzen und in der Einbaumlänge ungefähr die gleiche Zahl an Kubikmeter erreichen, also einen gewissen Umfang. Es kam vor, daß aus einem besonders schönen Schiffbaum zwei Einbäume gehackt werden konnten. Der aus dem wipfelnäheren Teil (dem „Spill“) gehackte war naturgemäß etwas schmaler. Die Schiffbäume waren im Durchschnitt 230 Jahre, seltener bis 250 Jahre alt und erreichten eine Höhe um 50 m, also annähernd die Höhe der Mondseer Kirchtürme. Weil Schiffbäume über die Bäume ihrer Umgebung immer beträchtlich emporragten, waren sie durch Wind und Blitzschläge stark gefährdet. Es kam nicht selten vor, daß ein solcher Baum durch Blitzschlag seinen Wipfel einbüßte, ja gespalten wurde. Für das Wachstum spielte die Bodenbeschaffenheit eine maßgebliche Rolle. Die Schiffbäume im Mondseeland standen überwiegend in der Flyschzone, selten im Bereich des Kalkes. Es besteht die Ansicht, daß das Dickenwachstum durch den lehmigen Boden der Flyschzone gefördert werde³. Aber die äußeren Maße bedeuten noch immer nicht eine sichere Eignung als Schiffbaum. Der Baum muß auch im Inneren, im Kern, gesund sein, und das ist bei diesem Alter nicht selten nicht mehr der Fall. Wenn ein Stamm kernfaul („dalig“) oder „eisklüftig“ war, kam es vor, daß man die Länge des Einbaumes verringerte oder eine schadhafte Stelle „flickte“. Schlechte Bäume erkannte man am Ton, den der Stamm beim Anschlagen gab. Wer Schiffbäume besaß und wo sie standen, war allgemein bekannt und wurde unter den Fischern besprochen. Wer vorhatte, einen Einbaum zu hacken, schaute sich in der Regel einige Schiffbäume an. Die Beschaffenheit des Standortes spielte wegen des Ausarbeitens an Ort und Stelle eine entscheidende Rolle, auch die Bringungsmöglichkeiten wurden berücksichtigt. Erschien das alles günstig, dann folgte das Aushandeln mit dem Besitzer, meist in einer Begehung an Ort und Stelle. Der Preis war von Größe, Wuchs, Standortverhältnissen und Bringungsmöglichkeit abhängig. Letztere fiel dabei besonders ins Gewicht, weil der Transport eines Einbaumes aus dem Wald schon durch Länge und Gewicht schwierig war. Astige Tannen drückten ebenfalls den Preis, wenn sie nicht überhaupt ausgeschieden wurden. Ein schlechter Platz konnte zur Folge haben, daß der Stamm beim Fällen beschädigt wurde. Es war nicht allzu häufig, daß alle Voraussetzungen zusammenstimmten, und so waren

3 Angerer 100.

gute Schiffbäume gesucht. Die Kosten eines Schiffbaumes hingen vom jeweils üblichen Holzpreis ab, das Holz eines Schiffbaumes war aber etwas teurer. In Fischenhaus ist überliefert⁴, daß einst das Bloch in der erforderlichen Länge „einen Kronentaler“ (Mariatheresientaler?) kostete. Als man in Gulden rechnete, verlangte der Steininger am Irrsee, der in seinem Wald auf dem Kolomansberg immer Schiffbäume hatte, für ein Einbaumbloch von 9 m³ 90 fl⁵. In den dreißiger Jahren kostete das Bloch zwischen S 200.— und S 300.—⁶. Der vorletzte im Steiningerwald gefällte Schiffbaum war 250 Jahre alt, 52 m lang und hatte 16 m³, das Einbaumbloch kostete S 200.—⁷. Der 1966 auf dem Mondseeburg gefällte Schiffbaum des Moar z'Stabau hatte ein Alter von 230 Jahren und war 45 m lang, beim Stock hatte er einen Umfang von 4,20 m⁸. Das Einbaumbloch kostete S 13.128.— (1200 S/m³).

Geschlägert wurde der Schiffbaum meist im späteren Herbst (Allerheiligenmonat), seltener bald im Frühjahr, wenn die Bäume noch nicht stark im Saft sind. „Der Mond muß im Abnehmen sein, weil dann der Saft aus dem Baum hinaus geht und das Holz leicht wird“⁹. Was den genauen Zeitpunkt betrifft, richtete man sich nach den Kalenderzeichen. Nach alter Erfahrung hängt die Haltbarkeit des Holzes von der Stellung der Zodiakalzeichen ab. Besonders gut ist es, wenn „drei Tage im Fisch“ sind und wichtig, daß zum Zeitpunkt des Fällens „der Wipfel trocken ist“, das heißt, daß es vorher nicht geregnet hat¹⁰. Als gute Kalenderzeichen galten auch Löwe, Stier und Steinbock. Beim Einbaumhacken waren in der Regel zehn bis zwölf Mann am Werke. Sie standen unter der Anleitung und Vorarbeit eines Meisters (der „Moasta“). Er war im Herstellen eines Einbaumes erfahren und hatte einen entsprechenden Ruf. Ungefähr ein Drittel der Helfer waren Fachleute („Schöffhacka“), sie hatten ebenfalls Erfahrung und mußten mit Textl und Breithacke gut umgehen können. Oft waren das bäuerliche Zimmerleute. Die übrigen arbeiteten in unentgeltlicher Nachbarschaftshilfe („Robot“) mit, sie erhielten nur das Essen. Die verhältnismäßig große Zahl an Arbeitern war notwendig, weil bei einigen Arbeitsgängen viele Hände gebraucht wurden, z. B. beim Drehen des „Prügls“ auf eine andere Seite. Auch trachtete man, in einem raschen Arbeitsgang den „Prügl“ (Einbaum in roh behauenem Zustand) herzustellen und in den See zu bringen, daß es ihn nicht „zerreißt“, das heißt, daß er durch den Austrocknungsvorgang keine Sprünge bekommt. Diese Zahl der Mitwirkenden war auch meist bei der Bringung aus dem Wald notwendig. Damit sorgte man alles vor, daß das Werk sicher gelinge.

4 Fischenhaus.

5 K. Brandstötter, Aufzeichnungen zu einem Irrseer Heimatbuch (Manuskript).

6 Fischenhaus und Brandstötter.

7 Brandstötter.

8 W. Kunze, Ein Mondseer Einbaum wurde gehackt. Mitteilungen des Heimatbundes „Mondseer Rauchhaus“, Nr. 33, November 1966.

9 Fischenhaus.

10 Fischenhaus.

Beim Einsatz von 10 bis 12 Mann wurden (in der Regel) zwei Tage benötigt, um den „Prügl“ auszuarbeiten. Im Stadium des „Prügls“ ist der Einbaum „rau“ ausgehackt („ausgeprügelt“); er hat schon annähernd die Form, aber noch ungefähr doppelte Wand- und Bodenstärke. Das Fällen und die Bringung an den See eingerechnet, waren in der Regel drei Tage notwendig.

Die Arbeiten zum Herstellen eines Einbaumes bedurften schon eine Zeit vorher etlicher Vorbereitungen. Holzkeile in einer größeren Zahl und verschiedenen Stärken wurden in einer „lassigen Zeit“ (wenn nicht viel zu tun war) hergerichtet. Der „Moasta“ hat sich die „Tiefenmaße“ gerichtet; das sind Stäbchen, die beim Aushacken die notwendige Tiefe angeben. Schließlich wurde das Werkzeug zusammengesucht und durch Schleifen und Feilen mit der nötigen Schärfe versehen.

b) Das Werkzeug

Folgende Werkzeuge wurden beim Herstellen eines Einbaumes verwendet:

„Schöffbamsag“ (Schiffbaumsäge): eine überlange Zugsäge (Länge ca. 1,80 m) für vier Mann, an den Enden mit Handgriffen für je zwei Mann; zum Umschneiden des Schiffbaumes.

„Zugsag“ (Zugsäge) in der üblichen Länge, wie sie zum Umschneiden normaler Bäume verwendet wird; hier beim Entfernen des Überholzes benötigt.

„Asthacka“ (Asthacke): rund gebogene Schneide, kurzer Kragen, ebenes Haus, langstielig; diente als Mehrzweckhacke (zum Entasten, bei Arbeiten zur Herstellung des „Prügls“).

„Bandhacka“ (Bandhacke): gerade und schmale Schneide, langer gerader Kragen, ebenes Haus, langstielig; diente zum „Einschrotten“ (Kerbenschlagen).

„Moashacka“, auch „Schrotthacka“ genannt: leicht gebogene Schneide, langer Kragen leicht nach innen gebogen, abgerundetes Haus, langstielig; Mittelding zwischen Band- und Asthacke, gleiche Verwendung wie diese.

„Mersl“, auch „Schlägghacka“ oder „Kliabhacka“ genannt: gerade schmale Schneide, langer gerader Kragen, mächtiges ebenes Haus mit Schlagfläche, langer Stiel; dient zum Treiben von Keilen und zum Klieben; vor allem beim Schlägern verwendet.

„Spanhacka“: breite, fast gerade Schneide, kurzer Kragen, ebenes Haus, kürzerer Stiel; Mittelding zwischen Ast- und Breithacke; im Arbeitsvorgang vor der Breithacke verwendet; nicht allgemein in Gebrauch (Spezialhacke der Schiffbauer).

„Handhacka“: gerade oder nur leicht gerundete Schneide, kurzer Kragen, ebenes Haus, kurzstielig; für kleinere Zurichtungen, beim „Ausprügeln“ nicht verwendet.

„Broathacka“ (Breithacke): sehr lange (breite) Schneide, gegen vorne etwas aufgebogen (wenn diese Aufbiegung in eine zurückgebogene Spitze ausläuft, nennt man sie „Schnablhacka“), kurzer Kragen (Verbindung vom Haus zur Schneide in mannigfachen Formen ausgebildet), Schneide links oder rechts ausgeschwenkt (linke oder rechte Broathacka), langes hülsenförmiges Haus, kurzer Stiel; dient zum flächenhaften Hacken („Nachiputzn“).

„Schöfftextl“ oder „Obamtextl“ (Schiff- oder Einbaumtextel): quergestellte gerade Schneide, diese ist an den Seiten ungefähr rechtwinkelig aufgebogen, langer schmaler Kragen, mittellanger bis langer Stiel; dient zum feinen Aushacken von Boden, Steuer und Gransen („aus-textln“, „einitextln“), auch zum Aufreißen der äußeren Form in die Rinde („den Rab aufreißen“).

„Ebntextl“ (Ebentextel): quergestellte gerade (ebene) Schneide ohne aufgebogene Seiten, langer schmaler Kragen (ebenes Haus), kurzer Stiel; wird ebenfalls beim Ausarbeiten des Innenraumes verwendet (zum „Außikeiln“ und groben Nacharbeiten am Boden).

„Eckstemmeisen“ oder „Eckeisen“: großes Stemmeisen, dessen Schneide in der Mitte rechtwinkelig gebogen ist; dient zum Stemmen von senkrechten Kerben in die Innen- und Außenwände, um das Zwischenholz leichter entfernen zu können, wird auch zum „Rab aufreißen“ verwendet. Das „Eckstemmeisen“ wurde erst in jüngerer Zeit verwendet und nicht allgemein.

„Schinter“: gerade oder schräge Schneide, senkrechter hülsenförmiger Schaft, langer Stiel; dient zum Entrinden und Abschaben.

„Beißer“: Hebstange (Hebel), sie ist an einem Ende mit einer hülsenartigen Eisenspitze, die leicht aufgebogen und gespalten ist, versehen, Länge eines „Beißers“ ungefähr 2 m; dient zum Bewegen des liegenden Baumes oder des späteren „Prügls“.

„Sappl“: spitze Hacke, ebenes starkes Haus, langer, sehr schmaler Kragen, Spitze etwas einwärts gebogen, langer Stiel; dient zum Bewegen (Ziehen) des Baumes.

„Reibhaken“: starker Eisenhaken, unten halbkreisförmig gekrümmt, am Ende eine Schneide zum Eingreifen ins Holz, am oberen Ende ein Eisenring von ca. 10 cm Durchmesser zum Durchstecken eines „Beißers“, Länge des Hakens (ohne Ring) ca. 40 cm; dient zum Drehen des Blochs.

„Rinntextl“: quergestellte halbrunde Schneide, langer Kragen, ebenes Haus, kurzer Stiel; beim Bearbeiten der „Iaxn“ (Winkel zwischen Boden und Wand) verwendet.

„Rötfäßl“ mit auf der „Haspel“ aufgewickelter Schnur: zum „Schnurschmeißen“ („Schnürn“), so nennt man das Markieren der Linien; dazu wird die Schnur zuerst durch die im „Rötfäßl“ befindliche rote Farbe gezogen; bei Zimmermannsarbeiten durchwegs üblich.

„Schartn“: Eisenkeil, bestehend aus einem Eisengehäuse mit Schneide; in dem hülsenartigen Gehäuse sitzt ein oben von einem Eisenring zusammengehaltener Holzkeil, auf den geschlagen wird; beim Auskeilen von Überholz verwendet.

„Treibkeile“: aus Hartholz, in verschiedenen Breiten und Stärken vorbereitet; beim Fällen des „Schöffbams“ und Entfernen des Überholzes verwendet.

„Schöffkeile“: aus Hainbuche, so breit wie die Schneide des „Ebntexls“, etwas aufgebogen; beim „Putzen“ zum Auskeilen des Überholzes am Boden des „Prügls“ verwendet.

„Zwemandlhobl“: an beiden Enden quergestellter stabartiger Griff, von zwei Männern im Wechsel gezogen; zum Glätten der Flächen beim „Putzen“ des Einbaumes.

„Rauhbank“: langer Hobel; zum Ebenmachen der Oberkante an den Wänden.

„Fausthobl“: kurzer Hobel.

„Iaxnhobl“: schmaler Hobel, dessen Schneide an beiden Seiten bis an den Rand reicht; zum Glätten der „Iaxn“.

„Nager“ (Bohrer) in verschiedenen Größen.

„Roafmesser“ (Reifmesser): lange Schneide mit je einem senkrecht gestellten Holzgriff an beiden Enden; zum Glätten der Wandoberkante.

c) Arbeit im Wald („Ausprügeln“) (Abb. 1—12)

Ausgerüstet mit dem vorbereiteten Werkzeug und versorgt mit Speise und Trank für den Tag ging es in den Wald. Am ersten Tag, an dem der Baum gefällt und in der Hauptsache gröbere Arbeiten verrichtet wurden, waren noch nicht alle Männer dabei. Erst am zweiten und dritten Tage waren alle zehn bis zwölf Mann am Werke. Früh am Tag, mitunter noch in der Nacht, wurde aufgebrochen. Angelangt beim Schiffbaum, wurde das Tagwerk mit drei Vaterunser begonnen. Ehe es nun ans Fällen ging, schlug der „Moasta“ auf der Schattenseite des Baumes mit der Hacke ein Stück Rinde heraus, damit man beim liegenden Baum mit Sicherheit diese Seite wisse. Sie mußte wegen des dichteren Jahreswachstums und der damit verbundenen größeren Widerstandsfähigkeit des Holzes, den Boden des Einbaumes bilden. Schon einige Zeit vorher hat man sich die günstigste Fallrichtung angeschaut und dort abgeholzt und Hindernisse beseitigt. Darauf wurde viel Sorgfalt verwendet, um jede Gefahr eines Abschlagens oder Springens des Baumes auszuschalten. Bei abfallendem Gelände wurde bergwärts gefällt, um die Fallstrecke zu kürzen. Das Umschneiden erfolgte in der üblichen Vorgangsweise wie bei anderen Bäumen, nur daß hier infolge des Baumumfanges nur mit der überlangen „Schöffbamsag“ gearbeitet werden konnte und das Umschneiden naturgemäß eine viel längere Zeit beanspruchte. Hier wurde auch mit besonderer Vor- und

Umsicht zu Werke gegangen. Für das Fällen des Schiffbaumes im Wald des Moar z'Stabau im Jahre 1966 wurden z. B. bei einem Einsatz von sechs Mann $3\frac{1}{2}$ Stunden benötigt. Vier Mann waren zum Ziehen der Schiffbaumsäge notwendig (je zwei an jedem Ende). Es kam auch vor, daß man an die Handgriffe noch Stricke band und dann mehr zogen. Das „Anhacken“ an der Fallseite geschah mit Schrott- oder Asthacken. An der Schnittseite wurden die vorbereiteten Holzkeile getrieben, und zwar in großer Zahl, um hinsichtlich der Fallrichtung ganz sicher zu gehen. Zum „Treibn“ verwendete man Mersl, Ast- und Schrotthacke. Durch das Anhacken entsteht der „Schrott“, das ist die ausgehackte Kerbe auf der Fallseite. Bei fortgeschrittener Arbeit galt es „ön Schrott anschau“, um die vorgesehene Fallrichtung zu überprüfen und einzuhalten. Der Erfahrenste setzte sich dazu in die Mitte des „Schrott“ mit Blick in die gewünschte Fallrichtung. Durch Ausstrecken der Arme nach hinten gegen die Enden des „Schrott“ stellte er fest, ob die Richtung stimme oder etwa auf einer Seite noch stärker angehackt werden müsse und wo die weiteren Keile getrieben werden müssen. „Daß kein Span reißt“, legte man vielfach in die „Schrott“ ein dreikantiges Holz, das beim Neigen des Baumes eine Art Auflager bildete. Der Augenblick des Fallens eines Schiffbaumes wurde immer mit Spannung erwartet. Das Gewicht des Baumriesen barg die Gefahr des Splitters in sich, auch stellte sich jetzt heraus, ob er im Holz gesund oder etwa kernfaul („dalig“) oder „echig“ ist. „Echiges“ Holz (ein „Ech“) bildet sich, wenn der Baum infolge abnormaler Wachstumsverhältnisse in seinen Jahresringen nicht gleichmäßig entwickelt ist. Die Seite mit dem härteren und schwereren Holz nennt man den „Ech“. Ihn galt es dann, beim Hacken zu berücksichtigen, damit der Einbaum nicht „einseitig“ wurde. War ein Schiffbaum „echig“, so wurde meist aus dieser Seite der Boden. Es kam auch vor, daß man die „echige“ Seite ganz zu entfernen versuchte. Um Hinweise über die Beschaffenheit des Holzes, was die Spaltbarkeit und das Entstehen von Klüften betraf, zu bekommen, schlug man vielfach mit der flachen Hand ein paarmal kräftig auf den Kern der frischen Schnittfläche. Zeigten sich dabei kleine Risse, so war die Gefahr des Entstehens von Klüften größer, und es galt vorsichtiger zu arbeiten. Lag der Stamm, so ging es zunächst ans Entasten; dazu wurden die Asthacken verwendet. Es folgte das Ausmessen des Blochs in der erforderlichen Länge von 36 Schuh und das Abschneiden, wobei wieder die „Schöffbamsag“ verwendet wurde. Im Beisein des Baumbesitzers wurde zur Berechnung des Holzpreises nun der Durchmesser festgestellt. Gemessen wurde auch die Gesamtlänge des Baumes; darüber waren schon vorher im stehenden Zustand Schätzungen erfolgt und Wetten abgeschlossen worden. Interessant war auch die Zahl der Jahresringe, die jetzt festgestellt wurde. Länge, Durchmesser und Alter eines Schiffbaumes sind noch nach Jahren Gesprächsstoff. Nach alter Überlieferung wurden mit einer Hacke drei Kreuze in den Baumstock geschlagen, „damit die armen Seelen im wilden Gjoad darauf ausrasten können“. War der Bloch in der erforderlichen Länge abgeschnitten, dann wurde er in die richtige

o

Lage gebracht, das heißt, so gedreht, daß die vorher gekennzeichnete Schattenseite am Boden zu liegen kam. Zu dieser Arbeit verwendete man „Beißer“ und „Reibhaken“. In die richtige Lage gebracht, wurde vom „Moasta“ am Bloch „d'Mittn ausgemessn“; er stellte dabei an der Oberseite die ganze Baumlänge entlang die Mitte fest. Es folgte das „Danimessn“, dabei wurde von der Mitte aus nach beiden Seiten gemessen und damit die Breite des Einbaumes festgelegt. Sie war mit der Dicke des Baumstammes gegeben und variierte daher. Um den Verlauf der Außenwände des Einbaumes anzuzeichnen, wurde „d'Schnur gschmissn“. Dazu spannte man die Schnur von einem Ende des Blochs zum anderen, indem sie zwei Männer an die gekennzeichneten, ausgemessenen Punkte hielten. Ein dritter hob die vorher durch die rote Farbe im „Rötfaßl“ gezogene Schnur in der Mitte kurz an und ließ sie an das Holz schnellen. Nun zeichnete der „Moasta“ die obere Linie der Krümmung des künftigen „Gransens“ (Vorderteils) und des „Stoias“ (Hinterteils) an, und zwar von der durch die Schnur festgelegten Außenlinie nach aufwärts gekrümmt spitz zusammenlaufend. Hiezu wurde ein verkohltes Aststück (Holzkohle) aus einem nebenbei brennenden Feuer verwendet. War die grobe Form angezeichnet, wurde „der Rab aufgrissn“, das heißt, an „Gransen“ und „Stoia“ entlang der vorgezeichneten Linie die äußere Form des Einbaumes in die Rinde eingeritzt. Dazu nahm der „Moasta“ den „Schöfftexl“, den er dazu am Gehäuse anfaßte und schräg stellte; auch das „Eckstemmaisen“ wurde dazu verwendet. Der nächste Arbeitsgang war das „Araum“ („Abraum“). Dieses Wort bezeichnet gleichzeitig die Tätigkeit wie auch das Überholz bis zu den seitlichen Markierungslinien herab, das dabei entfernt wurde. Dazu schnitten je zwei Männer mit Zugsägen, auf die Länge des Blochs verteilt, der Quere nach senkrecht bis auf die Höhe der seitlichen Markierungslinien ein. Das geschah meist in Abständen von 70 bis 80 cm, nämlich in der Länge von Legschindeln, weil das Überholz (auch das spätere aus dem Innenraum), wenn es gut „kliabt“, zum Herstellen von Schindeln verwendet wurde. Sollten Scharschindeln gemacht werden, so schnitt man in Abständen von ungefähr 50 cm ein. Das Abheben des „Araums“ begann man an der schmälern (oberen) Seite des Blochs, die der „Gransen“ wurde. Hier galt es zunächst „den Gransen aussa hackn“, dazu wurde mit „Schrott- und Asthacken“ das Überholz entlang der eingeritzten, nach abwärts gekrümmten Linie grob entfernt. Von hier aus arbeitete man dann mit Hilfe von Holzkeilen und „Scharten“ gegen das „Stoia“ zu, bei dem, ähnlich wie beim „Gransen“, das Überholz entfernt wurde. Mit dem Fällen des Baumes und dem „Araum“ war in der Regel der erste Tag zu Ende.

Am zweiten Tag waren alle Männer (zehn bis zwölf) am Werke. Zunächst wurde die Stärke der Seitenwände ausgemessen. Sie betrug im roh behauenen Zustand (im Stadium des „Prügls“) 7 bis 8 cm. Es folgte wieder das „Schnurschmeissn“; die zusammenlaufende Linie an „Gransen“ und „Stoia“ wurde mit Holzkohle angezeichnet. Jetzt begann man in die Tiefe zu arbeiten, um den Innenraum auszuhöhlen. Vorher teilte

der „Moasta“ an die entlang des ganzen Blochs beiderseits in gleichmäßigen Abständen stehenden Männer die „Tiefenmaße“ aus. Jeder bekam für seinen Platz ein Stäbchen von gewisser Länge, das ihm angab, wie tief er an seiner Stelle hineinarbeiten durfte. Mit diesem Stäbchen überprüfte er während der Arbeit wiederholt, ob er die erforderliche Tiefe schon erreicht habe. Bei der Länge dieser Stäbchen war die annähernd doppelte Bodenstärke des „Prügls“ berücksichtigt, und gegen „Gransen“ und „Stoia“ die Krümmung des Bodens nach aufwärts. Die „Tiefenmaße“ waren vom „Gransen“ gegen das „Stoia“ fortlaufend nummeriert. Im Durchschnitt war es ein Dutzend Stäbchen, die der „Moasta“ vorbereitet hatte. Nebeneinandergestellt auf die Länge von 36 Schuh, ergaben sie das zukünftige Profil des Einbaumes im Stadium des „Prügls“. In ihrer Länge wurden sie an die Stärke des Baumes angepaßt. Beim nun beginnenden Ausarbeiten des Innenraumes wurde mit dem „Kesselhacken“ (auch „Kessel aussahacken“) angefangen. In Abständen von 80 bis 100 cm wurden der Quere nach mit der „Schrott-“ oder der „Bandhacke“ tiefe Kerben geschlagen, wobei man im Wechselschlag hackte (je zwei Mann standen sich dabei gegenüber). Dann folgte das „Einschroten“ in der Längsrichtung, und zwar etwas einwärts der durch die Schnur angezeichneten inneren Linie (der späteren Innenwand). Das Zwischenholz (das Holz zwischen den Einkerbungen) wurde „aussikeilt“ (auch „aussakliabn“ genannt). Es erfolgte vom „Gransen“ in Richtung „Stoia“, weil sich das Holz in Wurzelrichtung besser spalten läßt. Dazu wurde mit dem „Ebentextl“ gearbeitet, und zwar in der Längsrichtung auf dem Bloch stehend und zwischen die gegrätschten Beine hackend. Dann wurden Keile nachgetrieben, bis sich das Überholz löste. Wenn diese „Schöffscharten“ für das Schindelmachen brauchbar waren, wurden sie zunächst zur Seite geworfen. Am „Gransen“ und „Stoia“ arbeitete man mit dem „Schöfftextl“, hier galt es, die innere Bodenkrümmung herauszuhacken. Dazu stand der Arbeitende, hier war es häufig der „Moasta“ selbst, ebenfalls in Grätschstellung und Längsrichtung auf dem Bloch. Gehackt wurde von den Enden nach einwärts („den Gransen und das Stoia einitexln“). Diese Arbeit verlangte besonderes Können. War das Überholz herausen und der Baum grob ausgearbeitet, dann wurde am Boden der ganzen Länge nach mit dem „Schöfftextl“ nachgearbeitet. Während der ganzen Arbeit hatte man von Zeit zu Zeit mit Hilfe der „Tiefenmaße“ die Innenform überprüft. Um an den Innenwänden die mit der Schnur vorgezeichnete Linie zu erreichen, schlug man in Abständen von 20 bis 30 cm senkrechte, bis zum Boden reichende Kerben und entfernte das Zwischenholz mit der „Asthacka“. Später wurde hier mit der „Broathacka“ nachgearbeitet (nachiputzt). Um dem Einbaum an „Gransen“ und „Stoia“ die auslaufende spitze Form zu geben, wurde „d'Moasn abighackt“ (auch „d'Moasn zuaspitzn“ genannt). Dazu schnitt man zunächst mit der Zugsäge waagrecht vom Ende nach schräg unten und entfernte damit den Hauptteil des Überholzes im Hinblick auf die hier entstehende Krümmung. Dann erfolgte das Entfernen des Überholzes in der Senkrechten bis zur ange-

zeichneten, spitz zusammenlaufenden Linie. Vorne nannte man es „den Gransen ausbiagn“. Dazu hackte man im Wechschlag mit der „Band“- oder der „Schrotthacke“ in Abständen von ungefähr 60 bis 80 cm senkrechte Kerben, und zwar knapp bis auf die Tiefe der mit der Schnur angezeichneten Linie („einschroten“). In dieser Weise wurde an beiden Seiten die ganze Länge „eingeschroten“. Das Zwischenholz (das Holz zwischen den Einkerbungen) hackte man mit der „Asthacke“ oder der „Schrotthacke“ hinunter („abihackn“, „atreibn“). Es folgte das „Nachiputzn“ mit der „Broathacka“ genau bis auf die Schnurlinie. Ehe nun die Arbeit an der Außenseite des Bodens begann und der in seiner künftigen Form bereits erkennbare „Prügl“ gewendet wurde, setzte man zwischen die Innenwände Spreitzen („Sparrim“) ein. Dazu verwendete man ungefähr armdicke Knüttel aus Buchenästen, die man an beiden Enden schneidig zuhackte. Sie wurden mit einer Hacke zwischen die Innenwände getrieben, und zwar zwei vorne, einer in der Mitte und einer hinten, um ein Eindringen der Wände beim Aufdrehen zu verhindern. Die beiden „Sparrim“ am „Gransen“ waren in einer Entfernung von ungefähr 20 cm voneinander eingesetzt und besonders widerstandsfähig. Sie hatten beim Transport des „Prügls“ eine besondere Aufgabe (die an anderer Stelle beschrieben wird). Jetzt konnte der „Prügl“ auf die Seite gedreht („aufdraht“) werden. Unter Einsatz aller Männer und Zuhilfenahme von „Beißern“ kam er in die richtige Lage. Der künftige Boden schaute nun zur Seite.

Das Entfernen des Überholzes an der Bodenseite geschah in der gleichen Weise wie an den Seitenwänden. Der Boden erhielt beim „Prügl“ ungefähr die doppelte Dicke des fertigen Einbaumbodens. Das war notwendig, weil der „Prügl“ beim Transport bis zur Fahrstraße „geschleift“ wurde. Die Bodenstärke beim „Prügl“ betrug ungefähr 12 cm, gegen das „Stoia“ zu wurde sie größer („10 Zoll“). Der „Moasta“ legte die Linie der äußeren Bodenkrümmung an „Gransen“ und „Stoia“ fest. Das war eine besondere Kunst und entschied über die Fahrtüchtigkeit des Einbaumes. Die Krümmung wurde so angesetzt, daß sie 3 m von den Enden einwärts begann. Gegen den „Gransen“ verlief sie sanfter als gegen das „Stoia“. Vom „Stoia“ 3 m einwärts mußte innen die größte Tiefe des Einbaumes entstehen, denn hier sollte sich das Wasser des eingezogenen Zugnetzes sammeln. Die Krümmung am „Stoia“ mußte so beschaffen sein, „daß kein Sog entsteht“. Das Anzeichnen erfolgte wieder mit Holzkohle. Wenn der „Prügl“ beim Transport eine weitere Strecke „geschleift“ werden mußte, so ließ man an der Steuerseite, die dabei auf die Erde nachgezogen wurde, mehr Überholz (einen „Polster“) dran. Der Boden wurde nicht eben gearbeitet, sondern etwas gewölbt („bucklat“), „sonst kann man es nicht dersteuern“. Um diese kleine Wölbung herausarbeiten zu können, mußte der „Prügl“ schließlich auf die andere Seite gedreht werden, so daß auch die andere Bodenkante nach oben zu liegen kam. War diese Arbeit vollendet, drehte man ihn auf den Boden und machte ihn zum Abtransport fertig. Dazu wurde ein kräftiger, ungefähr 2 m langer, gut armdicker Buchenast, der an einem Ende einen 30 bis 40 cm langen Zwiesel haben

mußte, vorbereitet. Diesen setzte man am „Gransen“ in der Längsrichtung zwischen die beiden „Sparrim“ ein, und zwar mit dem Zwiesel am vorderen „Sparrim“ anstehend. Diese Vorrichtung diente zum Befestigen einer Zugkette. Nun hob man den „Prügl“ am „Gransen“ auf einen Halbwagen. Das Werkzeug wurde im „Prügl“ verstaut. In der Regel wurden Ochsen vorgespannt, weil diese ruhiger und gleichmäßiger anziehen, was beim Herausschleifen aus dem Wald von großer Bedeutung war.

Die Vollendung des „Prügls“ gab Grund zur Fröhlichkeit. Die Tochter des Baumbesitzers oder ein Mädchen aus der Nachbarschaft wurde zur „Schöffbraut“ erkoren. Sie putzte ein Fichtenbäumchen mit bunten Bändern und Flitterwerk (ähnlich wie beim Firstbaumssetzen) auf und brachte den „Boaschn“, mit Juchzern erwartet und eingeholt. Dieser wurde nun an den „Gransen“ genagelt. Jeder der Männer bekam einen Buschen an den Hut gesteckt, und auch die Ochsen oder Pferde wurden geschmückt. War der „Prügl“ am Fahrweg angelangt und auf einen Wagen umgeladen, so nahmen die „Schöffbraut“, der Baumbesitzer, der „Moasta“ und einige Helfer in ihm Platz, die anderen begleiteten den Transport zu Fuß. In der Nachbarschaft hatte es sich schon herumgesprochen, daß der Einbaum heute zu Tal gebracht werde, und so säumten da und dort Zuschauer den Weg. Es kam vor, daß unterwegs zu einem Trunk haltgemacht wurde. Die Stimmung stieg zusehends. Es konnte sein, daß der Zug „aufhalten“ wurde; dazu war über den Weg eine Stange gelegt oder eine Schnur gespannt, und man mußte durch eine Spende die freie Weiterfahrt erwirken. Kam der Zug aber bei einem Wirt vorbei, so wurde dieser um die Spende eines Trunkes angegangen. Am Ziele angekommen, verteilte die Frau des Einbaumbesitzers aus einer Schüssel Krapfen, und dazu machte ein Trunk die Runde. Der „Prügl“ blieb im allgemeinen noch auf dem Wagen bis zum anderen Tag, wo er ans Ufer gebracht und „abglart“ (vom Wagen herunter getan) wurde. Alle Mitwirkenden wurden ins Haus geladen und bewirtet. Bis in die Nacht hinein feierte man das Ereignis, meist auch mit Gesang und Musizieren, mitunter auch mit Tanz.

d) Versenken des „Prügls“ (Abb. 13, 14)

Am andern Tag folgte das Versenken des „Prügls“ („einschwarn“, „einsenken“). Es durfte kein windiges Wetter mit Wellengang herrschen. Ein Haufen ungefähr kopfgroßer Steine war vorbereitet und vier schwach armdicke, unten zugespitzte Stangen mit einer Länge von ungefähr 5 m. Außerdem nahm man einen Schlägl, ein paar Seile, eine Schöpfschaufel und Eimer mit. Das alles wurde auf den alten Einbaum verladen. Nun ließ man den „Prügl“ ins Wasser. Das geschah im allgemeinen gleich vom Wagen aus, an den man Pfosten schräg lehnte. Auf dieser Bahn glitt der „Prügl“ mit der Breitseite in den See. Den „Boaschn“ am „Gransen“ durchfurchte er nun erstmalig die Wellen, verfolgt von den Augen der Beteiligten und der Zuschauer. Nun hängte man ihn an den mit dem erforderlichen Werkzeug und den Steinen beladenen Einbaum, um ihn

an den Platz zu bringen, wo er „eingschwart“ werden sollte. Diese Stellen waren seit Menschengedenken dazu ausersehen und bewährt. Längliche Steinanhäufungen am Seeboden künden dort von vorangegangenen, versenkten und später wieder gehobenen „Prügl“. Solche Plätze liegen ungefähr 2 m tief an windgeschützten Stellen des Ufers. Der versenkte „Prügl“ durfte nicht durch Wellengang gefährdet sein. Er mußte sich mit der Oberkante mindestens 1 m unter Wasser befinden, um bei einem Zufrieren des Sees nicht Schaden zu leiden. An der vorgesehenen Stelle angelangt, wurde die Wassertiefe mit einer Stange geprüft und der genaue Platz festgelegt. Dann brachte man den „Prügl“ in die richtige Lage, und zwar meist senkrecht zum Ufer, um der Welleneinwirkung nicht die Breitseite zu bieten. Nun fixierte man die Lage des „Prügls“, indem man vorne und hinten beiderseits dicht an den Seitenwänden die mitgebrachten Stangen („Stempn“) vom alten Einbaum aus in den Seeboden stieß und anschließend mit dem Schlägl so weit hineinschlug, daß sie über die Oberkante des schwimmenden „Prügls“ noch ungefähr 1 m emporragten. Jetzt begann man mit dem eigentlichen „Einschwarn“, dem Anfüllen des „Prügls“ mit Steinen vom längsseits gegangenen Einbaum aus. Dabei achtete man auf ihre gleichmäßige Verteilung der Länge und der Breite nach und war bedacht, daß sich der „Prügl“ entlang der Stangen gleichmäßig in die Tiefe senkte. War er schon zwei Drittel unter Wasser, dann beschleunigte man das Sinken, indem man Wasser hinein schöpfte. Langsam sank er nun auf den Seeboden. Wenn die Stangen nicht gut in den Seeboden getrieben waren, kam es vor, daß der „Prügl“ ausbrach, sich aufdrehte und entleerte („er schütt si aus“). In einem solchen Falle mußte die Arbeit wieder von vorne begonnen werden. Nach dem Versenken wurden die aus dem Wasser ragenden Stangenpaare fest zusammengebunden. Ragten die Stangen sehr ungleich aus dem Wasser, wurden sie in annähernd gleiche Länge geschnitten. Es kam aber auch vor, daß man nach dem Versenken alle Stangen herauszog. Nun ruhte der „Prügl“ auf dem Seeboden, bis er (meist nach ein paar Jahren — hierfür war vor allem der Bedarf entscheidend) wieder gehoben wurde. Die Lagerung unter Wasser verhinderte ein Springen („Zerreißen“) des Holzes und erhöhte nach überlieferter Ansicht die Dauerhaftigkeit („das Wasser ziagt den Saft aussa“). Auch wird durch das Lagern im Wasser das Holz nicht mehr „schieferig“, was zur Folge hatte, daß die Netze nicht hängen blieben.

e) Heben des „Prügls“ (Abb. 15, 16)

Benötigte man einen neuen Einbaum, was im allgemeinen auf weite Sicht abzusehen war, so wurde der „Prügl“ „gehoben“. Das geschah in der Regel im späteren Herbst, wenn die Sonne nicht mehr so stark war. Wieder wählte man einen windstillen Tag. Der alte Einbaum wurde mit dem erforderlichen Werkzeug und Gerät beladen, das waren: „Mistkräuln“ (im rechten Winkel abgebogene Gabeln mit langem Stiel), Schöpfschaufel und Eimer zum Wasserschöpfen; Stangen nur dann, wenn diese

nach dem „Einschwarn“ herausgezogen worden waren, in diesem Falle auch ein Schlägl. Fehlten die Stangen, dann war es die erste Arbeit, diese in der gleichen Art wie beim „Einschwarn“ wieder einzuschlagen. Sie mußten beim Auftauchen des „Prügls“ die Führungsbahn bilden und ein Umkippen verhindern. Zur Sicherheit hängte man die gegenüberliegenden Stangen am oberen Ende zusammen, um ein Ausbrechen zu vermeiden. Nun befestigte man den alten Einbaum vorne und hinten an den Stangen so daß er parallel zum auf dem Seeboden liegenden „Prügl“ zu liegen kam. Vom Einbaum aus begann man jetzt mit Hilfe der „Mistkräuln“ die Steine aus dem „Prügl“ herauszuholen. Sie wurden im allgemeinen gleich neben den „Prügl“ auf den Seeboden gelegt. Beim Herausholen der Steine achtete man, daß die Belastung gleichmäßig sowohl der Länge als auch der Breite nach verringert wurde. Allmählich begann sich der „Prügl“ zu heben und glitt langsam zwischen den Stangen gegen die Wasseroberfläche empor. Schließlich tauchte er aus dem Wasser, mit Algen und Schlamm bedeckt wie ein Ungeheuer aus Urzeiten aussehend. Mit Schöpfschaufel und Eimer wurde Wasser und Schlamm ausgeschöpft. Die Stangen zog man nun heraus und hängte den „Prügl“ an den alten Einbaum, um ihn ans Ufer zu rudern. Hier war schon ein Ochsen- oder Pferdezug vorbereitet, der ihn über runde Pfosten rollend an Land zog. Dicht am Ufer wurde er auf Pfosten gelagert, und zwar so, daß er auf eine Seitenwand zu liegen kam. Schlamm und Algen entfernte man mit Wasser und Besen. Um zu erfahren, wie tief das Holz durch das Lagern im Wasser angegriffen wurde, hackte man behutsam die angegriffene Schicht an einer Stelle weg, bis das gesunde Holz gelb hervorleuchtete. Im Geiste überlegte der „Moasta“ bereits, wo beim „Putzen“ die Hacke angesetzt werden müsse, und in Worten entstand schon die kommende Form. Aber noch mußte der „Prügl“ den Winter über warten, um auszutrocknen. Da das Trocknen langsam vor sich gehen mußte, wählte man den Winter; auch wurde dem Holz die Feuchtigkeit durch das „Aussafriern“ besonders gut entzogen. Zum Abschluß deckte man den gelagerten „Prügl“ mit Brettern ein.

f) Das „Putzen“ (Abb. 17—19)

Im Frühjahr erfolgte der letzte Arbeitsgang: das „Putzen“ (auch „Ausputzen“, „Ausarbeiten“); damit bezeichnete man das Fertigstellen des Einbaumes. Der „Prügl“ wurde dabei feinausgearbeitet und verlor da noch ungefähr die Hälfte seiner Wandstärken. Bei dieser Arbeit waren nur mehr zwei bis vier Mann am Werke; allerdings hatten sie rund eine Woche zu tun, bis der Einbaum fertig „putzt“ („ausputzt“, „ausgmacht“) war. Im großen ähnelten die Arbeitsweisen beim „Putzen“ denen beim Aushacken, nur mußte jetzt feiner und behutsamer gearbeitet werden, galt es doch, die endgültige Form zu schaffen.

An Werkzeugen benötigte man beim „Putzen“: „Schinter“, „Schrotthacka“, „Asthacka“, „Broathacka“, „Handhacka“, „Schöfftextl“, „Ebntextl“, „Roafmesser“, langer Hobel, „Zwiemandlhobl“, „Fausthobel“, „Iaxn-

hobel“, „Nager“, „Rinntexl“, Schnur (mit „Rötfaßl“ und „Haspel“), „Beißer“.

Begonnen wurde das „Putzen“ mit dem „Boden ausrichten“, die Außenseite des Bodens erhielt dabei die endgültige Form. Der „Prügl“ blieb dazu auf die Seite gedreht, wie er den Winter über gelegen hatte. Am ebenen Boden wurde von außen an Holzstärke nichts weggenommen; hier wurde nur noch geglättet. Aber die äußere Krümmung (der „Bug“) an „Gransen“ und „Stoia“ erhielt ihre endgültige Linie. Nachdem der „Moasta“ diese angezeichnet hatte, begann hier das „Einschrottn“ und „Abihackn“ („Abtreibn“), wodurch wieder das Überholz entfernt wurde. Mit der „Broathacka“ wurde nachgeputzt. Nach diesen Arbeiten erfolgte das Aufdrehen in die Normallage, um die Seitenwände und das Bodeninnere bearbeiten zu können. Der „Moasta“ begann mit dem „Mittel aussamessn“; dazu stellte er mit Hilfe der vom „Gransen“ zum „Stoia“ gespannten Schnur die Mittellinie fest und maß von ihr nach beiden Seiten gleiche Abstände. Dadurch sollte das Gleichgewicht, bzw. die Symmetrie des Einbaumes gesichert werden. Die Wandabstände wurden mit der Schnur („schnurschmeißn“, „schnürn“) angezeichnet, desgleichen die Wandstärke. Diese betrug beim fertigen Einbaum 3 cm. Um an den Seitenwänden das Überholz zu entfernen, schlug man in Abständen von 20 bis 30 cm senkrechte Kerben gegen den Boden (wie man es bereits bei der Bearbeitung des „Prügls“ getan hatte) und entfernte das Zwischenholz mit der „Asthacka“; das Nachputzen erfolgte wieder mit der „Broathacka“. Das Überholz des inneren Bodens wurde ähnlich wie beim „Prügl“ wieder durch Hacken von „Kesseln“ entfernt. Diese hackte man aber jetzt aus Sicherheitsgründen in geringeren Abständen, nämlich von zirka $\frac{1}{2}$ m, um nicht etwa die Form zu verderben. Das Zwischenholz wurde mit Hilfe von vorbereiteten, leicht aufwärts gebogenen Keilen („Schöffkeil“) aus Hainbuche herausgeschlagen. Dann wurde mit dem „Schöfftexl“ weitergeputzt bis zur zulässigen Bodenstärke. Diese mußte durchschnittlich 8 cm betragen, an den „Iaxn“ (Winkel zwischen Boden und Wänden) war sie etwas größer. Um die „Iaxn“ zu bearbeiten, verwendete man den „Rinntexl“. Diese Arbeit erforderte viel Gefühl. Der Boden erhielt eine leichte Wölbung der Quere nach. Die äußere erhöhte die gute Fahreigenschaft, die innere ließ das Wasser des eingezogenen Netzes zusammenlaufen. Hiezu erhielt jeder Einbaum den sogenannten „Wasserkessel“ („Wassersack“), das war 3 m vom „Stoia“ einwärts eine ganz seichte, sanft auslaufende Wanne von zirka $\frac{1}{2}$ m Länge. An dieser tiefsten Stelle des Einbaumes sammelte sich das Wasser und konnte leichter ausgeschöpft werden. Das Bearbeiten der Außenwände geschah in der gleichen Weise wie das der Innenwände. Gegen die „Iaxn“ zu wurden die Wände etwas stärker gelassen. Manche Einbäume hatten die Wände etwas einwärts gestellt, was nach Ansichten besser gewesen sein soll¹¹. Am Irrsee nannte man die Wände „Sari“ oder „Schiffssari“¹². Die Breite des Einbaumes verjüngte sich vom „Stoia“

¹¹ Brandstötter.

¹² Brandstötter.

gegen den „Gransen“ zu entsprechend dem nach oben abnehmenden Baumumfang. War nun die endgültige Form entstanden, traten noch die Hobel in Tätigkeit, um die Flächen vollständig zu glätten. Das meiste war aber bereits durch die Breithacke geschehen. Für die gröbere Arbeit verwendete man dabei den „Zwiemandlhobl“, an dem zwei Männer zogen. Die „Rauhbank“ (langer Hobel) diente zum „Wändn ebn machn“. Den „Fausthobl“ brauchte man für kleinere Arbeiten. Um die „Iaxn“ gut herauszuarbeiten und zu glätten, nahm man den „Iaxnhobl“.

g) Die Ausstattung (Abb. 20—22)

Um den Einbaum anhängen und festmachen zu können, erhielt er am „Gransen“ das „Sprissl“ („Gransenspidl“), ein rundes, stabförmiges Holz, das der Quere nach von Wand zu Wand eingelassen wurde. Dazu bohrte man mit einem „Nager“ von außen her Löcher in die Wände. Am „Stoia“ wurde das „Stoiabrettl“ („Stoialadl“) angebracht, das war eine kleine Sitzgelegenheit und diente gleichzeitig zum Verstauen von Werkzeug. Dazu befestigte man ein Brett senkrecht stehend von Wand zu Wand und nagelte darauf ein kleineres Brett waagrecht, daß noch die Hälfte des entstehenden Hohlraumes nach oben offen blieb. Durch diese Öffnung konnte man Werkzeug verstauen. „Stoia“ und „Gransen“ erhielten, um beim Anstoßen Beschädigungen zu verhindern, einen Eisenbeschlag („Kappen“). Das waren drei geschmiedete Eisenbänder, die von einer kleinen Kappe wegliefen, und von denen das mittlere am Boden und die beiden anderen Eisenbänder an den Wänden angenagelt wurden. Mitunter verwendete man auch solche mit nur zwei Eisenbändern. Nun wurden noch die „Joch“ aufgesetzt, und zwar eines beim „Stoia“ auf der rechten und eines beim „Gransen“ auf der linken Seitenwand. Manche Einbäume besaßen ein drittes Joch (das „Gegensteuer“, „Gegenreidn“). Sie dienten zum Halten der Ruder und hatten den Zweck, die Seitenwände zu erhöhen, um im Stehen besser rudern zu können. Die „Joch“ hatten eine rechteckige Form; sie wurden aus einem dicken Buchenbrett gearbeitet und hatten nach oben und unten geringere Stärke. In der Mitte erhielten sie horizontal einen kantigen Absatz, der auf der Oberkante der Einbaumwand aufsitzen mußte. Dadurch ragte das „Joch“ (mitunter auch „Bock“ genannt) zur Hälfte über den Bootsrand empor. Die untere Hälfte lag an der Innenseite der Bootswand an und wurde an ihr mit drei Holznägeln aus Kirschbaumholz („das steht im Wasser nicht ab“) befestigt. Diese von innen nach außen geschlagenen Holznägel schnitt man zirka 1 bis 2 cm herausragend ab, spaltete sie im Querschnitt und trieb hier kleine Keile hinein, um das Herausrutschen der Holznägel zu verhindern. Dann schnitt man die vorstehenden Teile glatt mit der Wand ab. An der Innenwand blieb der Kopf des Holznagels etwas hervorstehend. Der über den Bootsrand emporragende Teil des „Joches“ besaß ein, meist zwei Löcher, durch die die „Reidn“ gezogen wurden („Reidn einschlag“). Das zweite Loch diente für eine Reservereidn. Die „Reidn“ waren kleine geflochtene

Kränze aus Gerten der geschmeidigen „Elexn“ (Traubenkirsche). Man nahm dazu auch eine Weidenart. Die „Reidngachtn“ wurden im Herbst, wenn sie aus dem Saft waren, geholt und gleich „adraht“. Man stellte dabei den Fuß auf die Gerte und drehte sie der Länge nach ein. Der „Strang“ wurde dann aufgehoben. Am Irrsee¹³ verwendete man auch Haselgerten, die an einem offenen Feuer bis zum Lösen der Rinde gedünstet und dann eingedreht wurden, bis sich der „Drall“ von selbst zur Schlinge legte. In jüngerer Zeit verwendete man auch Ochsenziemer. Das Einflechten der „Reidn“ erfolgte am bereits befestigten „Joch“. Die Maße der „Joche“ betrugen zirka 40/40 cm, ihr Abstand vom „Stoia“ zirka 150 cm, vom „Gransen“ zirka 220 cm. Einbäume, die zum Schieben und Steuern der Flöße verwendet wurden, besaßen vier Joche (an jeder Seite zwei). *

Durch die „Reidn“ wurden schließlich die Ruder gezogen. Sie waren aus Gründen der Dauerhaftigkeit meist aus Kirschholz gefertigt. Das Ruderblatt (der „Laft“, „Löffö“) hatte beim Steuerruder Ausmaße von 30/80 cm, beim Gransenruder (Gegenruder) war der „Laft“ etwas kleiner. Die Stange (der „Stingl“) war leicht gebogen und hatte eine Länge von 170 cm. Oben besaß er ein kurzes Querholz als Handgriff (das „Jöchl“). Der „Stingl“ wurde auch aus Ahornholz gefertigt, das „Jöchl“ aus Erlenholz. Gerudert wurde im Stehen, was eine seit Jugend auf geübte Fertigkeit verlangte. Das Steuern (das Steuerruder befindet sich auf der rechten Seite) beim Fahren nach links erfolgt durch „Weitenfahren“, wobei der „Laft“ mit seiner ganzen Breitseite drückt. Das Fahren nach rechts geschieht durch „Schneiden“, dabei wird der „Laft“ in Schrägstellung nach vorne gezogen.

Das Inswasserlassen des fertigen Einbaumes war ein erwartungsvolles Ereignis. Nun stellte sich seine Fahrtüchtigkeit heraus. Auf runden Pfosten rollte man ihn ins Wasser. Es folgte eine kurze Probefahrt, dann fand er in der Schiffhütte seinen Platz. Eine Bewirtung der Beteiligten beschloß das Tagwerk.

III. Zur Geschichte des Mondseer Einbaumes

a) Der Name

Am Mondsee nannte man den Einbaum „Schöff“; dieser Name ist heute auch noch in Gebrauch. In den alten Fischordnungen für den Mondsee sind für den Einbaum die Bezeichnungen „Schöff“, „Schäff“, „Scheff“ zu finden. Das „Schöff“ wird da der Zille und Platte gegenübergestellt. Das „Traunerl“ ist erst in jüngerer Zeit am Mondsee heimisch geworden und hat den Platz der aussterbenden Einbäume eingenommen. Der Name Einbaum dürfte am Mondsee erst gebräuchlich geworden sein, als sich die Wissenschaft mit der Einbaumfrage zu beschäftigen begann und diese

¹³ Brandstötter.

Bezeichnung in den Zeitungen auftauchte. Die Mundart hat hier den Namen Einbaum zu „Oabam“, „Oabäumö“, „Oabäumler“ abgewandelt. Die Normalform des „Schöff“ mit der Länge von 36 Schuh wurde auch „Segnschöff“ genannt. Die „Segn“ („Seege“, „Sege“) war das Zugnetz der Fischer. Mit „Seegen“ bezeichnete man aber auch die Fischereirechte (der See war in „Seegen“ eingeteilt). Auch der Name „Vischscheff“ ist zu finden (Fischordnung von 1544; Schl. A. Mo.). Beide Namen deuten darauf hin, daß das „Schöff“ vorwiegend der Fischerei diente. Neben dieser Normalform des Einbaumes am Mondsee gab es eine etwas kürzere (im Durchschnitt um 2 m) und schmalere Form, die meist aus dem folgenden zweiten Bloch des Schiffbaumes gefertigt wurde und die man „Nachschöff“, „Lohnschöff“ oder „Spillschöff“ nannte. Diese seltenere Form wurde in der Hauptsache zur Überfuhr (Personenbeförderung) verwendet. „Spillschöff“ wurde es genannt, weil man mit „Spill“ den anschließenden (zweiten Bloch) bezeichnet. Für das Herstellen eines solchen Einbaumes mußte der Schiffbaum eine besondere Größe haben. Seltener entstand diese Form aus dem ersten Bloch eines kleineren Schiffbaumes. Es kam vereinzelt auch vor, daß aus einem Schiffbaum zwei Einbäume mit der normalen Länge von 36 Schuh gehackt wurden. „Der Bauer Matthias Daxinger in Innerschwand bei Mondsee fällte in seinem Wald einen Baum von seltener Größe. Diese Rarität von einem Baum hatte eine Länge von 136 Fuß. Am Stock beträgt der Durchmesser 62 Zoll (1,633 m). Aus diesem Baum werden zwei Einbäume gehauen, von denen jeder 36 Schuh mißt. Außerdem gibt der Baum noch drei Ploche mit je 18 Schuh Länge.“ („Tages-Post“, Linz, vom 4. Dezember 1907.) In Erzählungen hat sich erhalten, daß beim Weinberger in Innerschwand einmal ein Schiffbaum stand, aus dem drei Einbäume gehackt wurden. Diesen Schiffbaum hatte eine Tochter des Weinberger als Heiratsgut erhalten. Auf die häufige Herkunft von Schiffbäumen weisen heute im Mondseeland noch die Gehöftnamen „Scheffauer“ („Scheffau“) und „Scheffbamer“ hin.

b) Anzahl der Einbäume

Die ältesten Hinweise auf den Einbaum am Mondsee finden wir in den alten Fischordnungen des Klosters Mondsee. In der „Ordnung der Vische-rey halten auf Mannsee“ von 1507 (Schl. A. Mo.) ist vom „Schäff“ im Gegensatz zu der „Zuelln“ die Rede. An einer anderen Stelle der gleichen Fischordnung wird von „zwayen Scheffen“ gesprochen. In der „Vischordnung aus dem Jahre 1544“ wird verboten, mit „zwayen Vischeffen“ Kirchvolk überzuführen, und geboten, dies mit „Zülln“ zu tun (Schl. A. Mo.). Die Fischereirechte auf dem Mondsee wurden vom Kloster geregelt und festgesetzt, und das Einhalten der Fischordnungen genau überwacht. Dazu gehörte auch das Erfassen und Überwachen der Fischereifahrzeuge. Solche „Visitationen“ sind aktenmäßig festgehalten und geben uns Aufschluß über die Zahl der Einbäume („Schöff“) auf dem See. Eine Visitation vom 31. Oktober 1692 hatte folgendes Ergebnis: „Verzeichnis der Zillen und Schöff. Heut ist vom Kloster aus am ganzen

Mondsee visitiert worden, was für Zillen und Schöff bei den Fischern und Vischkäufn in Teichten und Kaltern an Fischen vorhanden:

Zu Scharfling:	Hanß Praittenthaler	1 Zille,	4 Schöff
	Georg Reichl		3 "
	Wolf Lettner	1 "	4 "
Zu Kienberg:	die Wittib		1 "
Zu Graubitz:			1 "
Zu Niedersee:	Adam an der Müll		2 "
	Andre Fischer zu See	1 Zille,	6 "
	Prugg Müllner an der Saag	2 Plätten,	2 "
	Müllner in der Reith		1 "
	Pauer an der Gassen		1 "
	Preittenthaler		1 "
	Schindl au		1 "
	Hansl zu Au		1 "
	Weber am Letten		1 "
	Fischkäufn Hans am Sand		1 "
Wallwinkl:	Michl Reichl, Fischer	1 "	3 "
	Christof Wesenauer	1 "	3 "
	Weber		1 "
Moßwinkl:			2 "
Pichl:		1 "	3 "
Westerthal:		1 "	3 "
Müllpach:	Müller zu Loypichl		1 "
	Fischkäufn im Mößl		2 "
	Paumgartner		1 "
Puech:	Vischer zu Puech	1 "	4 "
	Weber allda		2 "
Fischenhaus:	Michl zu Fischenhaus		1 "
	Fischer allda	1 Zille,	3 "

Die andere Seiten hat wegen einfällender Nacht nicht visitiert werden können. Alois Lindauer, Hofrichter.“ (St. A. Mo. 406/26.)

Mit der „anderen Seiten“ ist Wendt, Achort und Gries gemeint, wo ebenfalls Fischer ansässig waren. Zählt man die angegebenen „Schöff“ zusammen und nimmt für die nicht angeführte „andere Seiten“ annähernd sechs „Schöff“ an, so kommt man insgesamt auf annähernd 65 „Schöff“, also Einbäume, die es im Jahre 1692 am Mondsee gab. Das Kloster scheint nur eine bestimmte Zahl zugelassen zu haben, das geht aus einem Visitationsbericht aus dem Jahre 1690 hervor (St. A. Mo. 407/21), der vom „Pater Kuchelmaister“ und vom Hofrichter abgefaßt wurde. Da ist von „Schöff“ die Rede, die „geprend“ sind. An einer anderen Stelle heißt es: „ein Schöff, mit dem Zeichen C M geprend.“ Man brannte demnach das Monogramm des Klosters Mondsee als Zeichen der Zulassung in das „Schöff“ ein. Auch über die Zulassung eines „Schöff“ für einen nicht in der Fischerei Tätigen entschied das Kloster. In der gleichen Fischordnung heißt es z. B.: „... dem Balthasar Schainzer, weil er ein Schuester ist und immer zue ein Schöffl übern See auf die Stöhren braucht, und dem Christian Schindlauer am Pachlechen, weil dieser schon alt ist, auf ihr Leibesleben lang eines erlaubt.“ Bei dem angeführten „Schöffl“ dürfte es sich um ein „Nachschöff“ (Spillschöff“) handeln. Auch in den Verordnungen des Abtes Bernhard Lidl vom 2. Oktober 1730 und 12. Februar 1731 (Schl. A. Mo.) sind Vorschriften hinsichtlich der Zahl der Einbäume

enthalten. Der Grund für das Erfassen und Begrenzen der „Schöff“ dürfte gewesen sein, daß man das unerlaubte Fischen damit verhindern wollte.

1896 erwähnt Marquillier Auguste in seiner Reiseschilderung „A travers le Salzkammergut“ noch 30 Einbäume auf dem Mondsee¹⁴. Im Jahre 1927 gab es noch 19 Einbäume; davon waren drei schon wegen Schadhaftheit außer Dienst, aber fünf lagen als „Prügl“ noch auf dem Seeboden¹⁵. 1950 waren nur mehr drei Einbäume in Gebrauch, drei „Prügl“ waren noch unter Wasser. Heute fährt nur noch der Fischenhauser mit einem Einbaum.

c) Verwendung

Daß sich der Einbaum am Mondsee bis in unsere Tage erhalten hat, liegt vor allem (neben den angeführten landschaftlichen und geschichtlichen Gründen) in seinen besonderen Eigenschaften für die Fischerei. Das Fischen mit dem großen Zugnetz (das „Segnfischen“) verlangte eine stabile und ruhige Lage des Bootes. Durch die Länge von 36 Schuh war das durch die Wellen hervorgerufene Stampfen und Rollen stark vermindert. Der Einbaum „derglangt die dritte Welln“ und „er fährt si selm“ sagt man. Er hat Platz für das große Zugnetz (die „Segn“), und das Fehlen von Verstrebungen („Kipfen“), wie sie Bretterbooten eigen sind, bringt für das Netz nicht die Gefahr des Hängenbleibens und Zerreißens mit sich. Dadurch „schlagen sich auch die Fische nicht ab“. Nach dem Fischen kann der Einbaum wegen seiner allseitigen glatten Flächen leicht gesäubert werden. Besonders schätzenswert war seine vollkommene Dichte, und schließlich spielte die weitaus größere Haltbarkeit des Einbaumes gegenüber den aus Brettern gefertigten Booten eine Rolle. Ein Einbaum hielt im Durchschnitt drei- bis fünfmal so lang, nämlich 20 bis 25 Jahre; es gab aber auch Fälle, wo Einbäume über 30 Jahre in Verwendung standen.

Der Einbaum wurde vorwiegend in der Fischerei verwendet; er war das Fahrzeug für die Fischer, weil er zum „Segnfischen“ besonders geeignet war. Es gab ein „Segnfischen“ mit einem und mit zwei Einbäumen. Fischte man mit einem, so machte man die „Segn“ an einer Seite am „Zugstempn“ („Strangstempn“) fest (das war ein ufernah in das seichte Wasser geschlagener Pflock) und fuhr nun mit dem Einbaum in einem großen Bogen (ein „Scheiba“), das Netz auslegend, auf den See hinaus und schließlich wieder zum „Zugstempn“ zurück. Nun wurde der Einbaum (an der Mitte) am „Zugstempn“ festgemacht. Das geschah mit Hilfe eines Strickes, der durch das „Strangloch“ gezogen und mit dem „Strangnagel“ (einem Hölzchen) festgemacht wurde. Das „Strangloch“ befand sich an der rechten Wandseite in der Mitte zwischen „Gransen“ und „Stoia“. Jetzt konnte das Einziehen der „Segn“ beginnen. Dazu zog ein Mann am „Gransen“ und einer am „Stoia“. Wenn die „Segn“ ausgelegt wurde,

¹⁴ H. Awecker, Mondsee, Markt-Kloster-Land. Mondsee (1952), 110.

¹⁵ Angerer 99.

sprach man von einem „Zug“; das geschah an festen Plätzen, die von Hindernissen (z. B. Holz) geräumt sein mußten. Die „Züge“ hatten eigene Namen. Von „Bannzügen“ sprach man, wenn solche Flächen für gewisse Berechtigte reserviert waren. Fischte man mit zwei Einbäumen, so benötigte man drei „Zugstempn“. Mit einem Einbaum legte man die an einem äußeren „Zugstempn“ befestigte „Segn“ aus, indem man in einem weiten Bogen auf den See hinausfuhr und zum anderen äußeren „Zugstempn“ zurückkehrte. Die beiden Einbäume schlossen nun die „Segn“, indem sie die Enden von den äußeren „Zugstempn“ aus gegen den mittleren „Zugstempn“ zogen und an diesem vorne und hinten vorbeifahrend die „Segn“ einholten.

Um die Jahrhundertwende kam am Mondsee das Fischen mit Stellnetzen (das „Garndlfischen“) auf. Die Fangmethoden wurden verbessert und leichter. Der letzte, der am Mondsee mit der „Segn“ fischte, war der Fischenhauser. Er hörte damit 1957 auf.

Der Einbaum wurde auch bei der Flößerei verwendet. Er diente zum Schieben und Steuern des Floßes. Dazu zog man den Einbaum am „Gransen“ etwas auf das Floß und befestigte ihn mit Ketten und Keilen. Nach den Seiten wurde er „mit Seilen verhängt, daß er nicht auskann“. Gingen die Flöße über den Attersee—Ager—Traun—Donau nach Wien oder Ungarn, so verwendete man hiefür alte Einbäume und verkaufte sie am Ziel als Brennholz.

Der Einbaum diente auch zur Überfuhr von Personen. Die Personenbeförderung war am Mondsee bis in das 19. Jahrhundert von großer Bedeutung, weil entlang des Griebßerges und der Kienbergwand infolge der Felsenufer noch keine Straßen bestanden. Um nach Scharfling und weiter an den Wolfgangsee zu gelangen, benützte man den Wasserweg. Die Straße entlang des Griebßerges entstand in den zwanziger Jahren, die an der Kienbergwand wurde erst in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts gebaut. Die Überfuhr war zeitweise infolge der Wallfahrer nach St. Wolfgang sehr lebhaft. Ein alter Wallfahrerweg führte aus Niederbayern entlang der Mattigfurche über Straßwalchen nach Mondsee. Auch die Strecke Pichl—Scharfling war stärker befahren. Diesen Weg benützten jene, die aus dem Raume St. Georgen—Oberwang an den Wolfgangsee wollten. Der bayerische Reiseschriftsteller H. Noe erzählt von einer Überfahrt mit dem Einbaum über den an diesem Tage stürmischen Mondsee auf dieser Strecke¹⁶. Für die Personenbeförderung bestanden Verordnungen, und auch die Preise waren festgelegt. Die Zahl der Personen, die in den einzelnen Booten fahren durften, war in diesen Bestimmungen festgehalten. In einem guten, großen „Nachschiff“ durften nicht mehr als vier Personen, auf einem kleinen zwei bis drei, und auf einem „Segnschiff“ nicht mehr als acht Personen Platz nehmen. Waren es mehr Leute, so mußten sie eine Zille benützen; dabei waren mindestens zwei „Schiffleute“ vorgeschrieben. Im 18. Jahrhundert gab es schon eigene Schiff-

16 H. Noe, Österreichisches Seebuch. München (1867), 53.

leute, die die Überfuhr von Personen betrieben¹⁷. Der Name „Lohnschöff“ deutet darauf hin, daß Einbäume häufig für Überfahren verwendet wurden. Es kam auch vor, daß man zwei „Schöff“ nebeneinander band, um eine größere Stabilität für die Beförderung zu erreichen. Fünf Stationen waren am Mondsee festgelegt: Grieß, Scharfling, See, Buch und Mondsee¹⁸.

Für den Transport von Gütern verwendete man normalerweise Platten oder Zillen wegen ihres größeren Fassungsvermögens. Einbäume waren wegen ihrer geringeren Breite und Wandhöhe weniger geeignet. Nur kleinere Güter konnten befördert werden. Zum Transport hängte man mitunter zwei Einbäume nebeneinander. In den achtziger Jahren ging ein Einbaum, der mit Ziegeln beladen war und von Achort gegen den Gollauerwinkel fuhr, unter, wird am Mondsee erzählt¹⁹.

Den Einbaum benützte man auch zum Mähen des Schilfes, das man als Streu verwendete. Hiezu eignete er sich besser als ein Traunerl, weil man beim Mähen leichter hin- und hergehen konnte. Eigene Sensen (die „Strasensen“) wurden hiebei verwendet. Der Fischenhauser nimmt heute noch aus dem angeführten Grund zu dieser Arbeit im späteren Herbst seinen Einbaum.

Wenn auch der Einbaum bei normalen See- und Windverhältnissen besonders gut auf dem Wasser lag, so hatte er doch auch seine Tücken. Bei höherem Wellengang schlug er, wenn man die Wellen nicht richtig anfuhr, infolge der verhältnismäßig geringen Wandhöhe rascher voll. Es kam dann auch vor, daß er kenterte. Den Einbaum drehte es leichter auf, weil der Boden viel Holz und damit viel Auftriebskraft hatte; „umglart hats an schnell“²⁰. Der alte Fischenhauser fuhr bei Wind lieber mit dem Einbaum, „er fangt weniger Wind“²¹. Ein „Auslarn“ scheint mitunter zu Unglücksfällen geführt zu haben, wie verschiedene Marterl rund um den See einst bezeugten. Wohl ging ein Einbaum, sofern er nicht schwer beladen war, nicht unter, aber an einem aufgedrehten Einbaum konnte man sich wegen seiner Form schwer festhalten.

Falls ein Einbaum undicht wurde, dichtete man ihn mit „Stoamias“, einem „langzottigen Moos“, das von Steinen oder Bäumen herunterhängt, und mit Hilfe von „Lettn“ (Lehm). Auch Werg und Unschlitt verwendete man. Zeigte sich bereits beim „Ausprügln“ ein Schaden, etwa eine größere Kernkluft oder daß eine Stelle „dalig“ war, so setzte man ein Holzstück ein, das dann ähnlich abgedichtet wurde²².

Hatte der Einbaum ausgedient, so wurde er in der Regel zu Brennholz zerschnitten (zerhackt). Es kam aber auch vor, daß man Boden oder Wände noch als Bretter verwendete. Beim Paulbauern nahm man den

17 A wecker 108.

18 A wecker 108.

19 Buchinger.

20 Stroblfischer.

21 Alter Fischenhauser.

22 Pölzleitner.

Einbaumboden für die „Stallbruckn“, denn „das Holz von einem Schöff fault nicht“²³. Wie bereits oben angeführt, kamen alte Einbäume mit Flößen bis nach Ungarn und wurden dort als Brennholz verkauft.

Die meisten Schiffbäume kamen aus den Wäldern des Mondseebegrückens, des Kolomansberges und des Saurüssels, also aus der Sandsteinzone des Mondseelandes. Nur vereinzelt kamen sie von der Seite der Kalkberge. Als Waldbesitzer, die häufig Schiffbäume lieferten, werden der Moar z'Stabau, der Scheffauer und der Steininger am Irrsee genannt. Der letzte Einbaum für den Fischermeister des Schlosses (den Nachfahren der klösterlichen Fischermeister) kam aus dem Waldbestand des Schlosses in der Fuchsleiten (auf dem Mondseeberg).

d) Einbaumhacker und Einbaumbesitzer

Die Tradition des Einbaumes hat sich nur noch im Fischenhaus (Tiefgraben Nr. 63) bis heute erhalten. In der Schiffhütte des Fischenhauser steht der letzte Einbaum, der am Mondsee heute noch in Betrieb ist. Er fährt mit ihm aber auch schon selten, seit er aufgehört hat, mit der „Segn“ zu fischen. Das Fischen des alten Fischenhauser (Georg Wesenauer), der 1961 im Alter von 93 Jahren starb, war noch vollständig auf den Einbaum eingestellt. Vier Einbäume brauchte er in seiner Zeit (in seiner Schiffhütte standen immer zwei Einbäume). Mit zwölf Jahren durfte er im Saurüsselwald zum erstenmal beim Einbaumhacken zuschauen. Michael Wesenauer (geboren 1908), heute Fischer und Bauer zu Fischenhaus, und sein Bruder Hans erlebten bisher fünf Einbäume. Der älteste, an den sie sich erinnern, wurde vom Hansl z'Stabau, einem damals bekannten „Schöffhacker“, gehackt und ausgearbeitet. Der Schiffbaum stammte auch von ihm. Mit diesem Einbaum fuhren die Fischenhauser ungefähr 30 Jahre (er hatte 1924 ausgedient). Der nächste Schiffbaum kam von der Scheffau, er hatte in Manneshöhe einen Umfang von 4,4 m. Im Jahre 1908 wurde er vom Hansl z'Stabau gehackt und gleich fertiggemacht (dieser Einbaum war nicht „eingschwart“). Weil schon Spätherbst war und Schnee lag, war es schwierig, ihn zu Tal zu bringen. Hinten hängte man eine ungefähr 5 m lange Fichte an, und einige Männer stellten sich darauf, um zu bremsen. Später mußte dieser Einbaum an einer Seite geflickt werden. 1929 wurde er vom Oberösterreichischen Landesmuseum erworben. Der nächste Schiffbaum stammte vom Seppn z'Stabau. Dieser wurde vom Tiefgrabner Peter „ausgeprügelt“, der es vom Hansl z'Stabau gelernt hatte, und zwar im Jahre 1921. Bis 1924 war der „Prügl“ „eingschwart“, dann wurde er von Johann Pölzleitner, dem Schiffbauer in See, fertiggestellt. Dieser Einbaum war nur bis 1937 in Betrieb, dann wurde er zusammengeschnitten. Vom Moar z'Stabau kam der folgende Schiffbaum. Ihn hakte der Michel Fischenhauser im Oktober 1936 aus, im April 1937 machte er ihn fertig. Den Schiffbaum hatte es beim Umschneiden „abgeschlagen“, darum wurde dieser Einbaum nur 9½ m lang. Als er aus-

²³ Paulbauer.

gedient hatte, erwarb ihn 1959 das Schiffahrtsmuseum Bremen. Den nächsten Schiffbaum kaufte der Fischenhauser vom Steininger am Irrsee. 1937 hackte er ihn aus und 1938 machte er ihn fertig. Diesen Einbaum erwarb 1959 das Museum Carolino-Augustum in Salzburg, das einen ebenfalls vom Fischenhauser erworbenen Einbaum im zweiten Weltkrieg durch Kriegseinwirkung verloren hatte. Ebenfalls vom Steininger stammte der Schiffbaum, der 1943 gefällt wurde. Über das Herstellen dieses Einbaumes drehten Dr. Andreas Reischek und Herbert Dreyer mit der „Wien-Film“ einen Kulturfilm. Dazu brachte man, gegen die überlieferte Art und mit erheblichem technischem Einsatz, das unbehauene Bloch zum Fischenhauser an das Seeufer. Man tat es, um den See als Hintergrund zu haben. Das Herstellen des „Prügls“ erfolgte in diesem Falle am Ufer. „Moasta“ war der Obere Tiefgraber; er hatte es vom Hansl z'Stabau gelernt. Der Film hatte den Titel: „Der letzte Einbaum.“ Er umfaßt nur die erste Phase seiner Herstellung, nämlich das „Ausprügeln“ und „Einschwarn“. Der „Prügl“ wurde nach 18 Jahren Liegens auf dem Seeboden im Jahre 1961 vom Fischenhauser gehoben und fertiggemacht. Diesen Einbaum hat er heute noch in Gebrauch.

Der Buchinger in Innerschwand Nr. 10 (Franz Wendtner, geboren 1899) erinnert sich z'Buch an drei Einbäume. Der erste war aus dem Saurüsselwald, die beiden anderen vom Moar z'Stabau. Alle drei hackte der Tiefgraber Peter. Wann der erste entstand, weiß der Buchinger nicht mehr. Der zweite wurde während des ersten Weltkrieges gehackt, der dritte 1926 oder 1927. Zum „Einschwarn“ benutzte man z'Buch den in nächster Nähe gelegenen Gollauerwinkel. Die ersten beiden Einbäume waren acht bis zehn Jahre „eingschwarn“, der letzte vier bis fünf Jahre. An Besonderheiten weiß der Buchinger zu berichten, daß das erste „Schöff“ „einseitig gangen“ ist, weil es „echig“ war, und das beim Hacken nicht gut ausgeglichen wurde. Der zweite Schiffbaum war etwas „dalig“.

Der Linortner in Au 33, Gemeinde Innerschwand (Michael Schwertl, geboren 1890), erzählt von drei Einbäumen zu Linort. Der erste Schiffbaum kam vom Steininger am Irrsee. Ausgearbeitet wurde er vom Lettner aus Oberburgau. Dieser Einbaum wurde in Linort bis ungefähr 1923 gefahren. Er ging etwas einseitig. Der zweite Einbaum hatte eine bewegte Geschichte. Ihn ließ der Steininger am Irrsee, von dem auch der Schiffbaum stammte, „ausprügeln“ und im Irrsee „einschwarn“. Als er den „Prügl“ heben wollte, konnte er ihn trotz großer Bemühungen nicht mehr finden. Durch starken Wellengang hatte es ihn vertragen. Anlässlich einer Wallfahrt nach St. Wolfgang erzählte er dem Linortner von diesem Mißgeschick, und dabei vereinbarten sie, wenn der Linortner den „Prügl“ fände, gehöre er ihm gegen eine Vergütung von 50 Schilling. Zu diesem wohlfeilen Geschäft kam es, weil der Steininger das Auffinden für aussichtslos hielt. Wider Erwarten gelang es aber doch, den „Prügl“ aufzuspielen und mit Hilfe von Johann Pölzleitner aus Au zu heben, wobei es nicht an Zuschauern fehlte. Nachdem der „Prügl“ nach Linort gefahren worden war, arbeitete ihn Johann Pölzleitner aus. Das geschah um das

Jahr 1922. Diesen Einbaum fuhr der Linortner bis 1945. Nach dem Krieg verkaufte er ihn an das Steirische Volkskundemuseum nach Graz. Damals war zu Linort bereits seit 1908 ein „Prügl“ im Wasser. Der Schiffbaum stammte von der Aleiten auf der Schafbergseite und war vom Lettner aus Oberburgau gehackt worden. Dieser „Prügl“ wurde nun nicht gehoben, weil man jetzt den vom Steininger hatte. Ihn erwarb der Heimatbund „Mondseer Rauchhaus“ und ließ ihn im Herbst 1967 heben, nachdem er 59 Jahre auf dem Seeboden geruht hatte. Diese Arbeiten wurden von der Unterwasser-Arbeitsgemeinschaft Salzburg gefilmt. Das Holz war trotz des langen Lagerens auf dem Seeboden noch nicht angegriffen. Beim Heben mußten Ketten zu Hilfe genommen werden, weil der „Prügl“ mit seinem Boden etwas im lehmigen Untergrund steckte und dadurch haftete. Beim Emportauchen drehte er sich auf, weil ihn haftender Lehm einseitig machte. Dieser „Prügl“ wird nicht ausgearbeitet, sondern, nachdem er in der überlieferten Weise ausgetrocknet hat, mit dem dazugehörenden Werkzeug und Fischereigerät im Heimatmuseum Mondsee aufgestellt.

Beim Mosinger in Au 35, Gemeinde Innerschwand (Karl Wendtner, geboren 1921), führen sie bis Anfang des zweiten Weltkrieges mit dem Einbaum. Der Schiffbaum stammte vom Hansl z'Stabau. Um das Jahr 1928 wurde der „Prügl“ von Johann Pölzleitner ausgearbeitet. Den ausgedienten Einbaum hackte der Mosinger nach dem Krieg zu Brennholz zusammen. Der Schiffbaum des vorhergehenden Einbaumes kam vom Breitentaler auf dem Mondseeberg. In früheren Zeiten war von hier aus die Überfuhr nach Scharfling viel beansprucht. Um Laubstreu von Kreuzstein über den See zu bringen, hängten der Mosinger und der Linortner ihre Einbäume nebeneinander.

Der Paulbauer in Scharfling (Johann Kogler, geboren 1910) kann sich an zwei Einbäume erinnern. Der ältere war 102 Jahre „eingschwart“, was er damit erklärt, daß jener Vorfahre immer besonders gut vorgesorgt hat, und drei „Prügl“ zugleich auf dem Seeboden in Reserve lagen. Bei diesem alten „Prügl“ war „die Kernkluft schon größer ausgeschwemmt“. Dieser Einbaum war „etliche 30 Jahr“, und zwar bis 1932 oder 1933, in Gebrauch. Dann benutzte der Paulbauer ein sogenanntes „zsammgssetzts Schöff“. 1934 oder 1935 schaffte er sich wieder einen Einbaum an. Der Schiffbaum stammte vom Breitentaler auf dem Mondseeberg. Als er gefällt wurde, stellte sich heraus, daß er „dalig“ war; dadurch wurde der „Prügl“ kleiner. Gehackt hat ihn der Michel Fischenhauser, dessen erster Einbaum es war. „Eingschwart“ wurde er in der Bucht unweit vom Paulbauern. Dieser „Prügl“ ist nie fertiggehackt worden. Nach dem zweiten Weltkrieg entdeckten ihn Ferienkinder, und, die Bedeutung der Steinbeschwerung nicht kennend, räumten sie die Steine heraus und hoben den „Prügl“. Voll Stolz meldeten sie dann: „Wir haben ein Boot gefunden.“ 1953 spendete der Paulbauer diesen „Prügl“ dem Heimatbund „Mondseer Rauchhaus“, der ihn in den Mondseer Seeanlagen, mit einer Erklärung versehen, aufstellte.

Beim Pöckl in Gries (Gemeinde St. Lorenz) hatten sie, soweit sich der Fischer Alois Strobl (geboren 1896), der in diesem Hause aufwuchs, zurückerinnern kann, drei Einbäume: ein „Segnschöff“ und ein „kleines Schöff“ (das „Spillschöff“ vom gleichen Stamm) und später noch ein kleines. Dieses verkauften sie nach Zell am Moos. Den letzten Einbaum hatten sie bis 1925 oder 1926. Der Stroblfischer selbst besaß einen Einbaum, der 1911 oder 1912 gehackt worden war. Der Schiffbaum stammte vom Moar z'Stabau. „Eingschwart“ war er auf einem Platz zwischen Achort und der Mündung der Griesler Ache. Gehoben und „geputzt“ hat ihn 1932 oder 1933 der Michel Fischenhauser und der Tiefgraber Peter. Dieser „Prügl“ war schon „ausgeschwemmt“; das heißt, das Wasser hatte an ihm gearbeitet. Mit diesem Einbaum fuhr der Stroblfischer bis ungefähr 1943. Für den ausgedienten Einbaum interessierte sich ein Hamburger Museum. Man holte ihn aber nicht ab, und so wurde der bereits schadhafte Einbaum zusammengeschnitten.

Einbäume wurden am Mondsee, wenigstens in jüngerer Zeit, auch gewerblich hergestellt. In Oberburgau übte der Lettner (Gebetsroither Johann) um die Jahrhundertwende das Schiffbauerhandwerk aus. Dazu gehörte am Mondsee auch das Einbaumhacken, und mancher Einbaum stammte von seiner Hand. Bei ihm lernte Johann Pölzleitner (geboren 1896) und übte nach Lettner am Mondsee als einziger das Schiffbauerhandwerk aus. Auch er war als Einbaumhacker bekannt und tätig. Er ist neben dem Fischenhauser heute noch der einzige am Mondsee, der das Herstellen eines Einbaumes in seiner überlieferten Form beherrscht und darüber manche Erlebnisse und Erfahrungen erzählen kann.

Am Irrsee galt Martin Fischhofer vom Steinergute (1911 ertrunken) als einer der erfahrensten Einbaumhacker. Im Walde des Steininger auf dem Kolomansberg stand manch mächtiger Schiffbaum. Der vorletzte aus seinem Wald wurde im Jahre 1937 gefällt; er war 250 Jahre alt, 52 m lang und hatte 16 m³. Der letzte von ihm, der 1943 gefällt und beim Fischenhauser gehackt wurde, wobei man die Filmaufnahmen machte, war 35 m lang, 200 Jahre alt und hatte einen mittleren Durchmesser von 98 cm. Mit dem Bootbau, wozu auch das Einbaumhacken gehörte, befaßte sich der Spiegeleder (seit ungefähr 1880). Die letzten Einbäume am Irrsee fuhrten sie am Fischhof und der Hans in Bach, und zwar bis ungefähr 1925²⁴.

In den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts kam am Mondsee das sogenannte „zsammgsetzte Schöff“ („gnagelte Schöff“) auf und wurde vereinzelt an Stelle des Einbaumes verwendet. Es war ein Mittelding zwischen Einbaum und Bretterboot, die Form war der des Einbaumes angenähert. „Gransen“ und „Stoia“ waren gehackt, der Mittelteil aus Brettern (Pfosten) zusammengesetzt. Diese Bootsform ist aus Sparsamkeitsgründen entstanden, denn man brauchte beim „zsammgsetzten Schöff“ viel weniger Holz. Vielleicht hat auch der Mangel an guten Schiffbäumen eine Rolle gespielt.

Mit den Einbäumen wurden auch Wettfahrten veranstaltet. Die letzte fand im Jahre 1920 statt. An ihr nahmen über zehn Einbäume teil. Gefahren wurde auf der Strecke Hammerl-Mühle—Dampfschiffsteg in der Mondseebucht. Den Sieg trug damals der Westertaler „mit dem kleinen Schöffö“ davon. Er bekam als Siegespreis ein Faßl Bier²⁵.

Um die zum Aussterben verurteilten Arbeitsweisen rund um das Herstellen eines Mondseer Einbaumes in allen seinen Phasen und Einzelheiten für die Nachwelt festzuhalten, wurde 1966 noch einmal ein Einbaum gehackt. Zu diesem Zwecke hatte sich der Heimatbund „Mondseer Rauchhaus“ bereits vor einigen Jahren den mächtigen Schiffbaum des Moar z'Stabau auf dem Mondseeberg gesichert. Da der Baum im Zuge eines Schlägerns des umliegenden Bestandes im Jahre 1966 gefällt werden mußte, der Heimatbund zu dieser Zeit aber aus finanziellen Gründen nicht in der Lage war, das Vorhaben durchzuführen, wandte er sich an das OÖ. Landesmuseum. Dieses erwarb den Schiffbaum und ließ mit Unterstützung der Kulturabteilung des Amtes der oö. Landesregierung und des OÖ. Musealvereines den Einbaum hacken und darüber einen Farbtonfilm herstellen. Dem Heimatbund oblag die Abwicklung und das Herstellen des Filmes (Kamera: Alfred Vogelsberger von der Unterwasser-Arbeitsgemeinschaft Salzburg; Manuskript, Sprecher und Regie: der Verfasser). Die handwerkliche Leitung und Durchführung hatte der Fischenhauser (Michael Wesenauer) inne. Der Schiffbaum hatte eine Höhe von 45 m, sein Umfang betrug beim Stock 4,20 m, sein Alter 230 Jahre. Die Arbeiten begannen am 26. April 1966. Für das „Ausprügln“ wurden zweieinhalb Tage benötigt. Gearbeitet wurde mit dem seit Jahrhunderten üblichen Werkzeug und in der überlieferten Art. Als der erste Tag sich senkte, war „der Rab aufgrissn“ und der „Abraum“ entfernt. Am zweiten Tag wurden die „Kessel geschlagen“, an den Seitenwänden „eingeschrotet“ und das Zwischenholz hinuntergehackt sowie „Stoia“ und „Gransen“ ausgearbeitet. Am dritten Tag ging es an das Hacken des Bodens. Beim „Ausprügln“ waren zwölf Mann am Werke. „Eingschwart“ wurde der „Prügl“ am folgenden Tag. Ende Oktober wurde er gehoben, neben der Schiffhütte des Fischenhauser an Land gezogen und eingedeckt, um den Winter über zu trocknen. Mitte März 1967 folgte der letzte Arbeitsgang: das „Putzen“. Der Fischenhauser benötigte dazu mit zwei Helfern fünf Tage.

Dann wurde der voraussichtlich letzte am Mondsee gehackte Einbaum ins Wasser gelassen. Eine Entwicklung, die hier mit den Pfahlbauern begonnen hat, neigt sich ihrem Ende entgegen.

e) In der Sage

Der Einbaum spielt auch in einzelnen Sagen aus dem Mondseeland eine Rolle²⁶. Die Sage von den Buchelmandln, armen Seelen, die, eine Buchel (Fackel aus Buchenholz) tragend, über den See gei-

²⁵ Fischenhaus.

²⁶ M. Lindenthaler, Sagen aus dem Mondseeland. Heimatgaue, 5. Linz (1924), 154.

sterten, erzählt von Fischern, die mit dem Einbaum in der Nacht auf dem See fuhren. Einer von ihnen neckte ein solches Buchelmandl, indem er Feuer für seine Pfeife verlangte. Daraufhin setzte sich dieses blitzschnell neben den Fischer an das „Stoia“, und der Einbaum begann zu sinken. Nur mit äußerster Anstrengung erreichten die Fischer noch ihre Schiffhütte.

Die Sage vom fremden Fischer erzählt vom Teufel, der in einer Vollmondnacht in Gestalt eines kohlschwarz gekleideten Fischers auf einem Einbaum, der nur eine Wand hatte, gegen die Mündung des Steinerbaches fuhr. Als ihn ein mutiger Fischer durch Zurufe zur Rede stellte, fuhr er mit dem sonderbaren Einbaum unter Tosen und Knirschen auf die Schotterbank der Steinerbachmündung hinauf und war plötzlich spurlos verschwunden.

Benütztes Schrifttum und Quellen:

- F. Angerer, Über den Mondseer Einbaum. Materialien zur Urgeschichte Österreichs. 3. Heft (Wien), 1927.
 H. Awecker, Mondsee, Markt—Kloster—Land. Mondsee (1952).
 K. Brandstötter, Aufzeichnungen zu einem Irrseer Heimatbuch (Manuskript).
 W. Kunze, Ein Mondseer Einbaum wurde gehackt. Mitteilungen des Heimatbundes „Mondseer Rauchhaus“, Nr. 33, November 1966.
 M. Lindenthaler, Sagen aus dem Mondseeland. Heimatgaue, 5. Linz (1924), 154 ff.
 E. Neweklowsky, Die Schifffahrt und Flößerei im Raume der oberen Donau; Bd. I und II, Linz (1952), Bd. III, Linz (1964) (= Schriftenreihe des Institutes für Landeskunde von Oberösterreich, Nr. 5, 6, 16).
 E. Neweklowsky, Ein paar Bemerkungen über den Mondsee-Einbaum. Amtliche Linzer Zeitung, Kulturbericht 19 vom 25. September 1959.
 H. Noë, Österreichisches Seebuch. München (1867).

Stiftsarchiv Mondsee (Oberösterreichisches Landesarchiv); im Zitat abgekürzt: St. A. Mo.

Schloßarchiv Mondsee (im Schloß Mondsee); im Zitat abgekürzt: Schl. A. Mo.

Gewährsleute:

- Buchinger (Franz Wendtner, geboren 1899, Innerschwand Nr. 10)
 Fischenhaus (Michael Wesenauer, geboren 1908, Tiefgraben Nr. 63; Johann Wesenauer, geboren 1908, Tiefgraben Nr. 63; Georg Wesenauer, geboren 1868, gestorben 1961, Tiefgraben Nr. 63)
 Linortner (Michael Schwertl, geboren 1890, Au 33, Gemeinde Innerschwand)
 Mosinger (Karl Wendtner, geboren 1921, Au 35, Gemeinde Innerschwand)
 Paulbauer (Johann Kogler, geboren 1910, Scharfling 1, Gemeinde St. Lorenz)
 Pölzleitner Johann (geboren 1896, Au-See Nr. 16), Schiffbaumeister
 Stroblfischer (Alois Strobl, geboren 1896, St. Lorenz Nr. 98)
 Stadler Josef (geboren 1884, gestorben 1964, See Nr. 1 und Weißenbach am Attersee), Fischermeister

Abbildungs-Nachweis:

- Unterwasser-Arbeitsgemeinschaft Salzburg, Abb. 1—5, 7, 11—15;
 Dr. Walter Kunze, Abb. 6, 8—10, 16—20;
 Adolf Leeb, Abb. 21;
 Altenweisel, Abb. 22.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereines](#)

Jahr/Year: 1968

Band/Volume: [113a](#)

Autor(en)/Author(s): Kunze Walter

Artikel/Article: [Der Mondseer Einbaum. 173-202](#)